This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

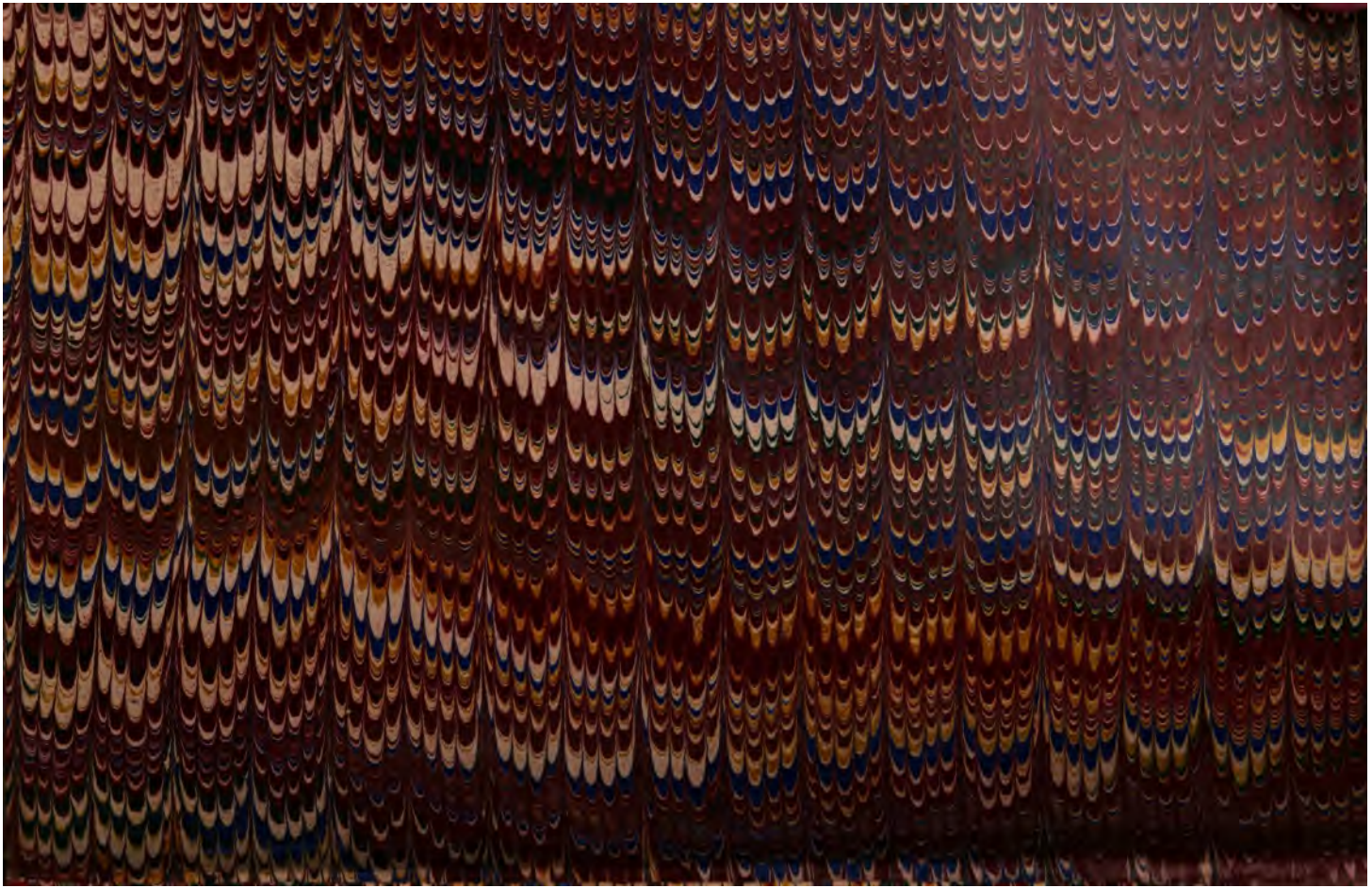
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

V- 47. b. 25.



Zwei Kaiserkronen.

Erster Band.

Zwei Kaiserkronen.

Dritte Abtheilung

von

„Um Szepter und Kronen".

Zeitroman

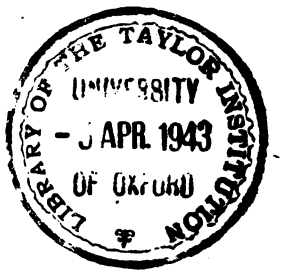
von

Gregor Samarow.

Erster Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1875.

1176 25.



Das Recht der Ueberſetzung dieſes Romans in fremde Sprachen wird vorbehalten, Nachdruck ſtrengſtens verfolgt.

Erstes Kapitel.

Ein reges Leben herrschte am 18. Februar 1868 auf den Straßen von Hietzing, dieses kleinen Fleckens, der die große kaiserliche Residenz Schönbrunn umgibt und sich aus freundlichen und eleganten Sommerwohnungen für das wiener Publikum zusammensetzt.

Zu andern Zeiten war um diese Jahreszeit Hietzing verödet und still, denn seine Saison beginnt erst mit dem Mai und Juni, und während der Winterzeit sieht man nur die Eingebornen über die Straßen gehen und sich Abends in kleinem Zirkel im Hinterzimmer von Dommayer's Kasino versammeln, um in Gruppen, welche einen würdigen Vorwurf für Hogarth's Griffel abgeben würden, die einfachen Tagesereignisse des winterlichen Stilllebens zu besprechen bei einem Glase schwechater Bier oder einem Schoppen Vöslauer.

Anders war es an jenem hellen, schönen Februartage des Jahres 1868.

Auf der großen Hauptstraße von Hietzing, welche in langer Windung durch den ganzen Ort läuft, zogen Männer jeden Alters hin, alle von nordländisch blondem Typus, kräftig gebaut, groß und stark — alle erkennbar als dem Stande der Bauern oder kleinen Bürger angehörig — alle im Sonntagsstaat, — alle mit gelb und weißen Seidenschleifen auf der Brust, — alle den Ausdruck feierlicher Stimmung, tiefer Rührung in den starken Zügen der markigen Gesichter.

Es waren die Hannoveraner, welche aus allen Theilen des Landes herbeigekommen waren, um theils einzeln, theils als Deputationen von Körperschaften und Gemeinden ihre Theilnahme zu beweisen und auszudrücken an dem Feste der silbernen Hochzeit des Königs Georg und der Königin Marie, dieses so seltenen und schönen Familienfestes, das das entthronte Königspaar hier in der Fremde, in der Verbannung beging, — so anders, als sie wohl früher es gedacht hatten in den Tagen des Glückes und des königlichen Glanzes.

In großer Anzahl waren die Hannoveraner nach Wien gekommen, und lebhafter und inniger vielleicht war die Theilnahme an dem häuslichen Fest des entthronten Herrschers, als sie es wohl gewesen wäre, wenn dieß Fest in Hannover gefeiert worden wäre im Bestande des alten welfischen Königreiches.

Viele waren gekommen von Denen, welche die preußische Herrschaft für eine vorübergehende Okkupation ansahen und, von den Traditionen aus dem Anfange des Jahrhunderts erfüllt, die Wiederherstellung des welfischen Thrones in früherer oder späterer Zeit als einen Glaubensartikel im Herzen trugen. — Andere mochten vielleicht die veränderten Zeitverhältnisse berücksichtigen und an eine Wiederkehr der vergangenen Zustände nicht mit religiöser Zuversicht glauben, — aber darum doch liebten sie die Vergangenheit, welche hinabgesunken war in den Strudel der großen Katastrophe von 1866, und sie waren gekommen, um dieser lieben Vergangenheit in der Person des Königs Georg ein Zeichen treuer Erinnerung zu bringen.

Außer diesen Vertretern der Bewohner des hannöverischen Landes waren nach Hietzing gekommen zahlreiche Mitglieder des Adels, welche dem Hof in Hannover nahe gestanden hatten und es sich zur Ehre anrechneten, an diesem Festtage ihres früheren Königs als die Höflinge des Unglücks zu fungiren. — Viele aber freilich waren auch ausgeblieben aus der Zahl Derer, welche einst in dem Galakleide der Hofchargen und Kammerherren sich im Lichtglanz des hannöverischen Hofes gesonnt.

Alle aber, die da waren, waren gekommen aus wirklicher Theilnahme, aus wahrer Anhänglichkeit, —

dieſer verbannte König hatte keine Gunſt und Gnade mehr zu vergeben — er konnte keine Ehren und Stellen vertheilen, und Alle, welche ihm Liebe und anhängliche Erinnerung bewieſen, hatten bei den im Lande herrſchenden Behörden der neuen Regierung keine freundliche Begünſtigung zu erwarten. Der unglückliche König hatte ſo ein Bewußtſein, das kein Fürſt auf dem Throne in voller Reinheit jemals haben kann, das Bewußtſein, daß Alle, die da kamen, um ihm zu ſeinem Feſte Glück zu wünſchen, wirklich aus vollem warmen Herzen ſich ihm nahten und daß kein äußerer Beweggrund ihre Huldigung veranlaßte. Dieß Bewußtſein, welches nicht nur den König erfüllte, ſondern allen Anweſenden ſich mittheilte, gab denn auch dem ganzen Feſte, der ganzen Bewegung ſo zahlreicher Menſchen in dem kleinen Orte einen ruhig ernſten, rührend feierlichen, faſt andächtigen Charakter, — es waren die Vertreter eines braven und tapferen Volkes, welche hier an dem noch offenen Grabe einer lieben und ruhmreichen Vergangenheit ſtanden, ſie ſchütteten Blumen auf Blumen in dieß Grab und konnten ſich immer und immer nicht entſchließen, es mit der kalten Erde des Vergeſſens zu bedecken.

Der König Georg hatte ſich von der Villa Braunſchweig nach dem ſogenannten Kaiſerſtöckl, dem kleinen

Palais am Eingang des Parkes von Schönbrunn, begeben, welches die Königin bewohnte.

Hier in dem Zimmer neben dem großen Empfangsaal hatte die königliche Familie sich vereinigt, um persönlich die Glückwünsche jedes einzelnen zur Feier der silbernen Hochzeit Gekommenen entgegenzunehmen.

Der Hof des Kaiserstöckls war dicht angefüllt mit Hannoveranern. Die Glückwünschenden stiegen die große Treppe hinauf und traten dann aus dem Vorsaal in das Zimmer der königlichen Familie, um nach der Vorstellung und Gratulation wieder über die Treppe hinab zurückzukehren, da die inneren Räume des Palais nicht ein Zehntheil der aus Hannover Herübergekommenen fassen konnten. Die Räume des Dommayer'schen Kasinos waren bis zum Erdrücken voll von Hannoveranern, welche von dem Glückwunsch bei den Herrschaften zurückkamen und jetzt versuchten, ihren handfesten niedersächsischen Appetit mit den Erzeugnissen der wiener Küche zu befriedigen. An allen Tischen sah man sie sitzen, diese kräftigen, schweren Gestalten, vergebens bemüht, die Geheimnisse einer wiener Speisekarte zu entziffern und sich über die Bedeutung der Fisolen, des Risi Bisi und der Nockerlsuppe klar zu werden.

„Das muß ich sagen," rief ein starker Mann mit kurzem Haar und Bart, im Sonntagsanzuge eines hannö-

verischen Bürgers, indem er mit einem kleinen Löffel in einem goldbraunen Auflauf herumfuhr, — „das muß ich sagen, hätte ich früher gewußt, wovon die Leute hier in Oesterreich eigentlich leben, — ich hätte nicht mitgeschrieen im Jahr 66 für die österreichische Allianz — bei solcher Kost ist es ja gar nicht möglich, daß ordentliche Soldaten aus diesem Lande kommen können, die gegen norddeutsche Jungens etwas ausrichten sollen."

„Ihr habt Recht, Meyer V.," sagte ein anderer Bürger, dessen kleine gedrungene Gestalt und behäbig glänzendes Gesicht den Beweis lieferte, daß die Ernährungstheorie bei ihm sehr ernsthaft und erfolgreich zur praktischen Ausführung gebracht werde, — „da habe ich die berühmten Backhändl" — und mißmuthig wendete er einige Stücke dieses weltbekannten österreichischen Nationalgerichts hin und her, — „gebacken ist das Zeug, — aber wo da der Hahn sitzen soll, das möcht' ich wissen."

„Ich begreife nur gar nicht, wie es der König aushält in dem Land — und wie er überhaupt noch hier warten kann," — sagte ein Dritter, der es vorgezogen hatte, von der Speisekarte ganz zu abstrahiren, und ein norddeutsches Butterbrod, mit kaltem Fleisch belegt, mit einem großen Glase schwechater Bier hinabspülte, — „ich glaube nicht, daß man ihm hier wieder zu seinem Lande

verhelfen wird, — das sieht mir gar nicht danach aus, — habt ihr wohl bemerkt, wie scheel sie uns ansehen, diese Wiener? — so nimmt man nicht alte Bundesgenossen auf, die fest gestanden und geschlagen haben und die nun zu leiden haben dafür, daß sie mit Oesterreich gegangen sind."

„Das versteht ihr wieder nicht," sagte der Musikdirektor Joseph Lohse, ein hagerer kleiner Mann mit nervös beweglichem Gesicht, welcher eine große weißgelbe Schärpe über die Brust geschlungen hatte, — „das versteht ihr nicht, — ihr versteht weder die Speisekarte noch die Politik; — über die Politik kann ich euch nun nicht aufklären, — da müßt ihr eben warten, bis die Ereignisse kommen, die man erwartet und über die man eben nicht mit Jedem sprechen kann," fügte er mit geheimnißvoller Miene, sich in die Brust werfend, hinzu — „aber kommt einmal her, was die Speisekarte betrifft, da will ich euch helfen und ihr sollt sehen, daß man hier in Wien ganz gut zu essen versteht."

Er nahm die Karte und ging sie mit den Bürgern durch, indem er ihnen erklärte, was die unverständlichen Namen bedeuteten, und bald hatten die Hungrigen einigermaßen genügende Schüsseln voll „Kälbernem" und „Jungschweinernem" vor sich, welche sie zwar immer noch mürrisch mit einem gewissen Mißtrauen betrachteten,

denen sie aber doch endlich volle Gerechtigkeit widerfahren ließen.

„Hier lernt man die treuen Hannoveraner kennen," sagte Herr Lohse, während seine Mitbürger ihre Leibeskräfte stärkten, — „wer hieher kommt, ist wirklich ein guter Patriot, und hier kann man einmal so recht nach Herzenslust Alles aussprechen, was man zu Hause in sich verschließen muß."

Ein großer Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, mit bleichem Gesicht, niedriger Stirn, ziemlich langem, dichtem Haar und dünnem blondem Schnurrbart, ging in diesem Augenblick an dem Tisch der Bürger vorbei. Es war des Königs Finanzsekretär Elster, früher Kanzlist bei der hannöverischen Gesandtschaft in Berlin. Bei den laut gesprochenen Worten des Musikdirektors Lohse hielt er an, warf einen Blick aus seinen fast unmerkbar schief blickenden Augen auf die Gruppen umher, grüßte, die Hand auf die Brust legend, mit tiefer Verneigung die Bürger und berührte dann leicht die Schulter des Herrn Lohse.

Dieser erhob sich eilig und trat mit wichtiger Miene einige Schritte seitwärts zu dem Beamten des Königs.

„Mein lieber Lohse," sagte Herr Elster mit leiser, etwas salbungsvoller Stimme, „ich möchte Sie darauf

aufmerksam machen, daß selbst hier im Kreise der Getreuen unseres geliebten allergnädigsten Herrn sich Kundschafter befinden, welche jedes unvorsichtige Wort auffangen, — die Folgen der hier gemachten Aeußerungen können dann später für die Betreffenden sehr unangenehm werden. Ich kann mich nicht näher auslassen, — aber wenn Sie genau beobachten, so werden Sie selbst Gesichter sehen, — die, — Sie werden mich verstehen, Herr Lohse, — Vorsicht!" Er legte den Finger auf den Mund und schritt weiter.

„Ich verstehe," sagte Herr Lohse, ihm etwas verblüfft nachblickend, indem er wie unwillkürlich ebenfalls einen Augenblick seinen Finger auf den Mund legte, — „ich verstehe" — und mit wichtig geheimnißvollem Ausdruck kehrte er zu dem Tische zurück; er überlegte noch, in welcher Weise er die vertrauliche Warnung, die ihm so eben geworden, seinen Mitbürgern mittheilen solle, um diese zu etwas größerer Vorsicht in den bereits sehr lauten und sehr ungenirten Aeußerungen ihres Patriotismus zu bestimmen, — als diese sich erhoben und ehrerbietig einen alten Herrn mit etwas schleppendem Gange begrüßten, der, gestützt auf den Arm eines jungen Offiziers in der Uniform der früheren hannöverischen Cambridgedragoner, an dem Tische vorbeiging.

„Das ist der Oberamtmann von Wendenstein," sagte der dicke Bürger, — „das ist auch einer von den Festen; er thut nichts, weßhalb man ihm beikommen könnte, — aber innerlich ist er gut und ein tüchtiger Patriot. — Der durfte auch hier nicht fehlen."

„Und der Offizier ist sein Sohn? fragte der andere Bürger.

„Ja wohl," rief Herr Lohse, „der Lieutenant von Wendenstein, der auf so geheimnißvolle und bis jetzt unerklärte Weise aus dem preußischen Polizeigefängniß entkommen ist."

„Ja das war eine sehr merkwürdige Geschichte," sagte der wohlbeleibte Bürger, mit einer großen Brodrinde den Teller auswischend, — „Niemand kann sich denken, wie das hat möglich sein können."

„Ja," sagte Herr Lohse, sich aufrichtend mit geheimnißvoller Würde, — „bei so wichtigen Sachen kann eben nicht Jeder in's Vertrauen gezogen werden; später vielleicht kommt einmal die Zeit, wo man darüber reden könnte," fügte er hinzu, indem er den Blick stolz über die erstaunt aufhorchenden Bürger gleiten ließ; — dann aber plötzlich zuckte er zusammen, blickte scheu nach den Gruppen an den nächsten Tischen, und indem er seine Rede schnell abbrach, begrub er sein Gesicht in das große Glas voll schwechater Bier, das er vor sich stehen hatte.

Der alte Herr von Wendenstein, welcher ein wenig weißer geworden war und den podagrischen Fuß etwas mehr nachschleppte, sonst aber in seinem roth und gesund blühenden Gesicht den Ausdruck rüstiger Frische zeigte, hatte sich an einen kleinen entlegenen Tisch gesetzt und begann mit großem Appetit einem kleinen Frühstück und einer Flasche Tokayer zuzusprechen, welche sein Sohn für ihn herbeigeschafft hatte.

„Laß Dich jetzt einmal ordentlich ansehen, Junge," rief der alte Herr, indem er seinen Blick voll väterlichen Stolzes über die schlanke Gestalt des jungen Offiziers hinstreichen ließ — „wir haben uns lange nicht gesehen, — und kaum konnte ich denken, Dich hier zu treffen."

„Ich habe mich auch ganz schnell entschlossen," sagte der Lieutenant, „als ich hörte, daß Du hieher kommen würdest, — eine so gute Gelegenheit, Dich zu sehen, lieber Vater, ließ sich nicht wiederfinden, und Du kannst Dir denken, wie sehr ich mich danach sehnte, Dich noch zu umarmen, bevor wir nun definitiv nach Frankreich übergehen."

Der alte Herr hob langsam sein Glas empor, blickte einen Augenblick in die Reflexe, die das durchscheinende Licht in dem ungarischen Rebensaft bildete, und trank dann mit einem langen Zuge das Glas leer.

„Nach Frankreich?" — sprach er dann langsam

den Kopf schüttelnd, — „nach Frankreich! Das will mir so gar nicht recht gefallen, — muß ich Dir sagen, daß die hannöverische Emigration, welche man ja wieder die Legion nennt, nach Frankreich geht. — Die Legionäre der alten Zeit gingen nur nach Frankreich hinein, um den alten Erbfeind Deutschlands niederzuwerfen — und jetzt —"

„Aber lieber Vater," rief der Lieutenant, — „die Verhältnisse sind ja vollständig andere geworden, — Frankreich, das damals die Unabhängigkeit Hannovers zertrümmert hatte und mit dem ganzen legitimen Recht im Kriege stand, — Frankreich ist heute die einzige Macht, welche dem sich ermannenden und für seine Unabhängigkeit und seine Selbstbestimmung in den Kampf tretenden Deutschland zur Seite stehen kann, und nur von Frankreich aus kann eine hannöverische Armee aufbrechen, um die Selbstständigkeit des Landes wieder zu erobern."

„Eine hannöverische Armee," — sagte der alte Herr seufzend, — „glaubst Du denn, daß je eine hannöverische Armee wieder unter den alten Fahnen des Landes erstehen könne? — Ich sehe," fuhr er fort, mit trübem Blick die Gestalt seines Sohnes umfassend, — „ich sehe, Du trägst da die alte Uniform, — nun, das ist recht am heutigen Tage, — man muß den Herrn im alten

Dienstkleide begrüßen, das ja ein hohes Ehrenkleid geblieben ist und bleiben wird, so lange noch Herzen vorhanden sind, welche unter dieser Uniform am Tage von Langensalza geschlagen haben; aber ich bin auch überzeugt, daß das Ehrendenkmal, welches an jenem Tage der hannöverischen Armee und ihrer Uniform errichtet worden, zugleich ein Grabmal ist, — ein Grabmal, an welchem mir die Hoffnung auf die einstige Erstehung eines mächtigen, einigen und glücklichen Deutschlands Trost geben kann."

Mit einer gewissen Ungeduld, welche die Ehrfurcht vor dem Vater zügelte, erwiederte der junge Offizier:

„Verzeih' mir, lieber Vater, — aber Du lebst dort in den engen, traurigen und niedergedrückten Kreisen, — unter der preußischen Herrschaft, — das trübt immer den Blick — hast Du nicht eine kleine Broschüre gelesen — ‚des Königs Legion' — sie sagt in kurzen Worten Alles, was man über die Emigration und ihre politischen Aufgaben sagen kann."

„Ich habe die kleine Schrift gelesen," sagte der Oberamtmann, — „sie ist nicht ungeschickt gemacht und einige Stellen haben mich warm angesprochen — aber, mein lieber Sohn, ich sehe das mit dem Auge des Alters an, das ruhiger blickt, — das Alles sind Illusionen, ähnliche Illusionen, wie sie einst zu dem schmerzlichen

kleinen Feldzug im österreichischen Fahrwasser führten, der dem Könige den Thron gekostet hat. Frankreich wird ebenso wenig die deutsche Einheitsbewegung jemals rückgängig machen, wie Oesterreich sie hat aufhalten können."

Eine Bewegung machte sich unter den Gruppen bemerkbar, — man eilte an die Fenster und in den Garten, aus welchem man die Straße und den Kaiserstöckl übersehen konnte.

Der Lieutenant von Wendenstein hatte sich dem Fenster genähert. „Der Kaiser ist so eben bei den Herrschaften vorgefahren," sagte er, zu seinem Vater zurückkehrend.

„Es muß für den Kaiser ein trauriger Anblick sein," sprach der alte Herr, „diese vertriebene Königsfamilie zu sehen, welche im Kampfe auf Oesterreichs Seite ihren Thron verloren hat."

Die Equipage des Kaisers Franz Joseph war inzwischen langsam durch die dichtgedrängte Menge von Hannoveranern in den Hof des Kaiserstöckls eingefahren.

Der Jäger sprang vom Bock und öffnete den Schlag. Rasch trat der Kaiser in der großen weißen Generals-Uniform mit den rothen Beinkleidern, den Hut mit dem grünen Federbusch auf dem Kopf, aus dem Wagen.

Er stutzte ein wenig, als er diese dichten Menschenreihen sah, welche das untere Vestibül und die Treppen erfüllten.

„Der Kaiser, — der Kaiser," — tönte es flüsternd rings umher und ehrerbietig öffnete sich eine Gasse, um dem Monarchen den Weg frei zu machen.

Rechts und links grüßend, stieg der Kaiser, welchem an der untern Stufe der Treppe bereits der Graf Alfred Wedel in der Uniform der hannöverischen Kammerherren entgegengetreten war, zu den hannöverischen Herrschaften herauf, die ihn an dem oberen Ende der Treppe empfingen.

Der Kaiser bot der Königin den Arm und schritt durch das dichtgefüllte Vorzimmer in den Salon der Herrschaften; der König mit dem Kronprinzen und den Prinzessinnen folgte.

Die Thüren schlossen sich hinter den fürstlichen Herrschaften.

Ein flüsterndes Gespräch bewegte sich durch die Gruppen. Diese Hannoveraner, welche zu einem großen Theil an eine Wiederaufnahme des Kampfes von 1866 und an eine Wiederaufrichtung des welfischen Thrones glaubten, erblickten in dem so natürlichen Höflichkeitsbesuch des Kaisers ein Zeichen fortdauernder politischer Allianz — es freute sie, Zeuge zu sein und demnächst

zu Hause erzählen zu können, in wie innigen Freundschaftsbeziehungen die verbannte Königsfamilie zum Kaiser stehe, und die Wünsche und Hoffnungen aller dieser Herzen griffen mit Begierde auch nach diesem Strohhalm.

Der Kaiser blieb nicht lange.

Nach kurzer Zeit öffneten sich die Flügelthüren des Salons und die Herrschaften kamen wieder durch den Vorsaal.

An der Treppe verabschiedete sich der Kaiser von den hannöverischen Herrschaften und wehrte mit Herzlichkeit dankend das weitere Geleit des Königs ab; der Kronprinz begleitete den Monarchen die Treppe hinab.

Der Kaiser Franz Joseph erwiederte mit freundlichem Kopfnicken die tiefen Verbeugungen, mit welchen die zu beiden Seiten dicht gedrängt stehenden Hannoveraner ihn begrüßten.

Ziemlich schnell, als wolle er sich diesen Huldigungen baldigst entziehen, stieg er die Treppe hinab.

Sein Wagen fuhr vor und dem Kronprinzen die Hand reichend, setzte er den Fuß auf den Wagenschlag.

Da ertönte aus einer Ecke des dicht mit Menschen gedrängten Hofes eine starke Stimme, welche rief:

„Hoch lebe Seine Majestät der Kaiser, der erhabene Freund und Bundesgenosse unseres Königs!“

Mit lautem, brausendem Schall pflanzte sich dieser Ruf fort durch die dichten Gruppen auf dem Hofe, von der Treppe schallte er herab, die Fenster des Kaiserstöckls öffneten sich, dicht gedrängt erschienen die Köpfe der oben weilenden Hannoveraner, einstimmend in den Ruf, mit welchem man unten den Kaiser begrüßt hatte — in dem Garten von Dommayer's Kasino schwenkte man die Hüte und Mützen und überall scholl es mit donnerndem Ton und mit aller Macht niedersächsischer Lungen:

„Hoch lebe der Kaiser, der Verbündete unseres Königs!"

Eine schnelle Röthe flammte in dem Gesichte des Kaisers auf, es zuckte in eigenthümlichem Mienenspiel um seine Lippen, er biß in seinen Schnurrbart, legte leicht die Hand an den Federhut und sprang in den Wagen, der anfangs langsam durch den mit Menschen gefüllten Hof fuhr und dann im schnellsten Trabe auf der Straße nach Wien fortrollte, — immer begleitet von den gewaltigen, weithin schallenden Hochrufen der Hannoveraner.

„Die guten Leute," sagte der Oberamtmann von Wendenstein zu seinem Sohn, als diese Rufe an sein Ohr drangen. — „Es ist ja sehr schön von ihnen, daß sie den edlen und ritterlichen Kaiser so warm begrüßen, aber die Hoffnungen, die in diesem Ruf erklingen, werden

wohl kaum sich jemals erfüllen und der arme Herr muß traurige und bittere Gefühle haben bei dieser Begrüßung der Hannoveraner, die auf Oesterreich ihr Vertrauen in die Zukunft bauen —

„Doch nun," fuhr er fort, indem er mit freundlichem Lächeln zu seinem Sohne hinüberblickte, „komm' mit mir nach Wien, ich habe eine Ueberraschung für Dich, und hätte ich Dich heute nicht schon hier gefunden, so hätte ich Dir telegraphirt, zu kommen. Schaffe schnell einen Fiaker!"

Der Lieutenant, der seinen Vater ein wenig erstaunt angesehen, eilte hinaus, der Oberamtmann berichtigte seine Rechnung an den unvermeidlichen Zahlkellner und bald stieg er, auf den Arm seines Sohnes gestützt, in einen jener feschen Fiaker Wiens, welche den Vorrang vor allen öffentlichen Fuhrwerken der Welt behaupten und an Schnelligkeit mit den besten herrschaftlichen Equipagen wetteifern.

„Nach dem Hotel Munsch!" rief der Lieutenant dem Kutscher zu. Dahin eilte der Wagen nach Wien.

Zweites Kapitel.

Nachdem der Gratulationsempfang vorüber war, hatte sich der König Georg in das kleine Wohnzimmer der Königin zurückgezogen und dorthin den Grafen Platen und den Regierungsrath Meding, welcher von Paris zur Feier der silbernen Hochzeit des Königs herüber gekommen war, bescheiden lassen.

Beide Herren erschienen, der sonstigen Gewohnheit des hietzinger Hofes entgegen, in der gestickten hannöverischen Galauniform, welche sie bei dem vorhergehenden Empfang getragen.

Der König hatte den geheimen Kabinetsrath und den Kronprinzen rufen lassen und sprach, indem er die Uniform aufknöpfte und sich etwas ermüdet in den Sopha zurücklehnte, auf welchem er Platz genommen:

„Ich muß auch an dem heutigen Festtage die freie Zeit benutzen, um einige ernste Angelegenheiten mit Ihnen, meine Herren, zu besprechen, denn keine Stunde

soll der Arbeit für meine Sache verloren sein. Sie haben mir vorher eine kurze Andeutung gemacht, Graf Platen, über eine Mittheilung, welche von dem Reichskanzler von Beust an Sie gelangt sei. Was betrifft es?"

Graf Platen, dessen bleiches Gesicht den Ausdruck nervöser Abgespanntheit zeigte, und der nicht mehr wie früher einen mit der Farbe seines schwarzen Haares übereinstimmenden Backenbart trug, zog ein Papier aus seiner Uniform und sprach, indem er dasselbe entfaltete und einen Blick hineinwarf:

„Herr von Beust, Majestät, hat mir eine vertrauliche Note geschickt, in welcher er es für nöthig hält, mich darauf aufmerksam zu machen, in wie große Verlegenheiten die österreichische Regierung kommen würde, wenn die vielen hierher zusammengekommenen Hannoveraner ihre Anwesenheit zu politischen Demonstrationen benützen würden. Er spricht die Erwartung aus, daß von mir in diesem Sinne gewirkt würde, damit die so gerne gewährte Gastfreundschaft den Kaiser nicht in eine schiefe Stellung zu Preußen bringe."

Der König biß einige Male heftig in seinen Schnurrbart, ein zischender scharfer Athemzug fuhr aus seinen Lippen. Dann fragte er, indem seine Hand sich fest um die Lehne des Sophas spannte:

„Ist irgend etwas vorgekommen, was zu dieser

Belehrung des Herrn von Beust hätte Veranlassung geben können?"

„Nicht das Geringste, so viel ich weiß, Majestät," erwiederte Graf Platen, — „man hat allerdings den Kaiser so eben mit sehr lebhaften und vielleicht etwas demonstrativen Rufen begrüßt, allein darauf kann sich die Note, die ich schon diesen Morgen erhielt, nicht beziehen."

„Und darauf könnte sie sich auch nicht beziehen, wenn es gestern vorgefallen wäre," rief der König lebhaft, mit zwei Fingern in die flache Hand schlagend, „soll es so weit mit dem Hause Habsburg gekommen sein, daß man in der Hofburg vor einem Stirnrunzeln in Berlin zittert, wenn loyale Gäste Oesterreichs dem Kaiser Hoch rufen?"

„Der ganzen Note," sagte Graf Platen, „liegt wohl nur die Absicht zum Grunde, sich nach allen Seiten zu decken, und bei etwaigen diplomatischen Interpellationen den Beweis liefern zu können, daß man das Seinige gethan habe, um alle möglichen Rücksichten auf Preußen zu nehmen."

Der König zuckte die Achseln.

„Und was wollen Sie thun?" fragte er nach einem augenblicklichen Schweigen.

„Ich glaube allerdings, Majestät," sagte Graf Platen, seine geschmeidige Gestalt zusammenbiegend, „daß

man dahin wirken muß, die etwas erregten Hannoveraner von allen unnützen Demonstrationen zurückzuhalten, um so mehr, da noch eine andere Angelegenheit vorliegt, über welche ich demnächst sprechen werde, und welche der österreichischen Regierung einige Verlegenheit bereitet."

„Vor allen Dingen aber müßte man doch," bemerkte Regierungsrath Meding, „auf diese Note des Herrn von Beust eine sehr feste Antwort geben und sehr klar und bestimmt aussprechen, daß Eure Majestät sich vollkommen aller der Pflichten bewußt wären, welche der Genuß der österreichischen Gastfreundschaft Allerhöchst Ihnen auferlegte. Diese Gastfreundschaft ist in der That nach den vorhergegangenen Ereignissen so natürlich und selbstverständlich und wird von Eurer Majestät doch in der That in so bescheidenem Maße in Anspruch genommen, daß sie mir wirklich nicht die Verpflichtung für Eure Majestät zu bedingen scheint, Belehrungen solcher Art zu empfangen. Eure Majestät wissen," fuhr er fort, „wie sehr ich stets darauf gedrungen habe, daß Allerhöchstdieselben sich in vollkommenster Unabhängigkeit nach allen Seiten erhalten, und in keiner Weise sich unter die Leitung der österreichischen Politik oder des Herrn von Beust zu begeben. Man hat in Paris zu meinem großen Erstaunen schon einigemal den Versuch gemacht, sich in die Angelegenheiten Eurer Majestät zu mischen."

Der König horchte gespannt auf.

„Eure Majestät wissen," fuhr der Regierungsrath Meding fort, „daß durch den Tod des Herrn Hollander die Angelegenheiten des Journals ‚la Situation' in große Verwirrung gerathen sind, da die Erben des Verstorbenen jetzt formell Herren der ganzen Sache sind, und es für mich ohne Bloßstellung des Namens Eurer Majestät nicht ganz leicht ist, den Behörden gegenüber die Sachlage klar zu stellen. Die französische Regierung ist mir dabei mit außerordentlicher Bereitwilligkeit behülflich, ich war daher nicht wenig überrascht, als mir vor einigen Tagen Herr von St. Paul, der Unterstaatssekretär des Innern, ganz erstaunt sagte, daß der österreichische Botschafter auf Veranlassung des Herrn von Beust ihn ersucht habe, diese Angelegenheit doch durch seinen Einfluß schleunigst zu Ende zu bringen. Herr von St. Paul drückte mir darüber sein um so mehr berechtigtes Erstaunen aus, als er ja bereits Alles, was in seinen Kräften stand, zu meiner Unterstützung gethan habe."

„Unbegreiflich!" rief der König. — „Wissen Sie etwas davon, Graf Platen?"

„Ich erinnere mich allerdings, Majestät," erwiederte der Graf, „daß ich mit Herrn von Beust vor einiger Zeit über die Schwierigkeit der Angelegenheit der ‚Situation' gesprochen habe, kann mich aber durchaus nicht

erinnern, daß dabei von irgend einer démarche der österreichischen Botschaft in Paris die Rede gewesen sei."

„Und was haben Sie gethan?" fragte der König sich zu Herrn Meding wendend.

„Ich habe der französischen Regierung sehr bestimmt erklärt," erwiederte dieser, „daß ich Niemand in der Welt kenne, der ein Recht habe, in den Angelegenheiten Eurer Majestät irgend etwas zu erklären oder zu verlangen; daß ich jede derartige Intervention auf das Bestimmteste ablehnen müßte, wenn ich auch die freundliche Absicht des Fürsten Metternich nur dankbar anerkennen könnte."

Graf Platen neigte sich vornüber und hustete leicht.

„Sie haben vollkommen Recht gehabt und ganz in meinem Sinne gehandelt," sagte der König lebhaft, „und ich bitte Sie, in jedem ähnlichen Fall nach gleichen Grundsätzen zu verfahren."

Eine kleine Pause entstand.

„Sie wollten von einer andern Angelegenheit sprechen," sagte der König, „welche Oesterreich Verlegenheit bereite?"

„Eure Majestät erinnern sich," erwiederte der Graf, „daß einen Augenblick die Absicht bestand, die hannöverischen Emigranten, welche sich in der Schweiz nicht mehr halten konnten, auf das österreichische Grenzgebiet zu bringen, und daß deßhalb die hiesige Polizei uns eine Anzahl von

Päſſen für jene Leute gegeben hat. Die Emigranten haben nun jene Päſſe bei dem Eintritt nach Frankreich an der ſchweizer Grenze überall vorgezeigt, darüber iſt der öſterreichiſchen Regierung eine ſehr gereizte Vorhaltung von Berlin gemacht worden, wo man in dieſer Paßertheilung eine entſchiedene Parteinahme für die Emigration und für deren Uebergang nach Frankreich erblickte."

„Es iſt mir ſehr lieb," ſagte der König, „daß Sie die Emigration gerade hier erwähnen, denn ich wollte Meding bereits darnach fragen. Iſt denn die Angelegenheit vollſtändig in Ordnung?" fragte er, ſich an den Regierungsrath wendend, „und ſind meine armen getreuen Hannoveraner endlich in Ruhe?"

„Erlauben Eure Majeſtät," erwiederte der Regierungsrath Meding, „daß ich zunächſt die vom Grafen Platen erwähnte Paßangelegenheit berühre. Als Eure Majeſtät bei meiner letzten Anweſenheit hier im Dezember vorigen Jahres erklärten, daß die Emigration in der Schweiz, wegen der Schwierigkeiten, welche mir die dortigen Behörden bereiteten, nicht mehr bleiben könne, und daß Eure Majeſtät ihr ein Aſyl in Frankreich, wo ja alle politiſchen Flüchtlinge Aufnahme finden, geöffnet zu ſehen wünſchte, habe ich dieſen Wunſch ſogleich der franzöſiſchen Regierung zu erkennen gegeben, und der Kaiſer hat ſofort befohlen, daß die Emigranten die freundlichſte

Aufnahme in Frankreich finden sollten. Für die französischen Behörden sind die Hannoveraner also Flüchtlinge, welche unter dem Schutz der französischen Gastfreundschaft aufgenommen werden. Sie bedürfen daher gar keines Passes und keine Legitimation, die sie ja eben als Flüchtlinge in legitimer Weise gar nicht haben können. Es genügt vielmehr vollkommen, daß sie von mir der französischen Regierung als hannöverische Flüchtlinge bezeichnet und überwiesen werden. Ich vermag deßhalb nicht zu begreifen, weßhalb man die österreichischen Pässe überhaupt nach der Schweiz gesendet hat und weßhalb man sie dieselben hat vorzeigen lassen, da Beides ganz und gar überflüssig war."

„Es wird auf einem Mißverständniß beruhen," sagte Graf Platen, „welches sich aus den früheren anderen Absichten erklärt; jedenfalls befindet sich die österreichische Regierung in wirklicher Verlegenheit —"

„Dieser Verlegenheit," sagte der Regierungsrath Meding, „läßt sich sehr leicht abhelfen. Ich werde auf der Stelle den Emigranten die österreichischen Pässe abnehmen lassen und sie hieher senden, damit die corpora delicti aus der Welt verschwinden, die in Frankreich in der That gar keinen Zweck und Nutzen haben."

„Das wird Herrn von Beust unendlich erfreulich sein!" rief Graf Platen aufathmend. „Ich kann ihn

also versichern, daß binnen Kurzem die unglücklichen Päſſe hierher zurückgeliefert ſein werden?"

„Zuverſichtlich," erwiederte Herr Meding, — „doch möchte ich," fuhr er fort, „Eure Majeſtät, ſo ungern ich zur Verlängerung der Konferenz gerade an dem heutigen Tage beitrage, in derſelben Angelegenheit noch um einen Befehl bitten. Der Eintritt der Emigration nach Frankreich hat ſchon zu verſchiedenen Mißverſtändniſſen Veranlaſſung gegeben, die für die Folge noch unangenehmer werden müſſen, wenn ihre Wiederkehr nicht ein- für allemal verhindert wird. Wie ich Eurer Königlichen Majeſtät ſchon zu bemerken die Ehre hatte, ſind die Emigranten für die franzöſiſche Regierung eben nur einzelne politiſche Flüchtlinge, denen der Kaiſer — ebenſo wie den Polen — ſeinen Schutz gewährt, — keineswegs aber dürfen ſie irgendwie eine militäriſche Organiſation erſehen laſſen."

„Das ſollte ja aber auch gar nicht der Fall ſein!" rief der König.

„Und doch, Majeſtät," ſagte der Regierungsrath Meding, „ſind Dinge vorgekommen, die recht unangenehme Verwicklungen veranlaſſen. Ich habe," fuhr er fort, „gar keine Mittheilung über den Zeitpunkt des Eintritts der Emigration nach Frankreich erhalten, habe alſo auch zu meinem großen Bedauern der franzöſiſchen

Regierung keine Anzeige machen können, um die Instruirung der unteren Provinzialbehörden zu veranlassen, vielmehr gingen mir plötzlich und ganz unerwartet aus einer Reihe von Orten des Elsaßes telegraphische Anzeigen von den Abtheilungskommandanten zu, daß sie wegen der Quartierung der Leute in Verlegenheit seien, und die Ortsbehörden ihrer Aufnahme Schwierigkeiten entgegenstellten. Die französische Regierung war natürlich darüber sehr bestürzt und unzufrieden, um so mehr, als zugleich von den Unterpräfekten Meldungen einliefen, nach welchen die Abtheilung der Emigranten sich vollständig als militärische Korps gerirten, und die führenden Offiziere sich sogar bei dem französischen Truppenkommandanten militärisch gemeldet hätten."

„Ich begreife nicht —" sagte Graf Platen, die Hände reibend.

„Mir ist es in der That auch unbegreiflich," fuhr der Regierungsrath Meding fort, „wie dieß hat geschehen können, da ich doch zu wiederholten Malen dringend beantragt hatte, daß jeder sichtbare Schein von militärischer Organisation der Emigranten vermieden werden sollte; was nun einmal geschehen, ist leider nicht mehr zu ändern und der Kaiser Napoleon wird zu seinem Bedauern nicht umhin können, die Emigranten interniren zu lassen, wenn dieß auch mit der größten Rücksicht und

Schonung ausgeführt werden wird, und ihnen wesentlich nur der Aufenthalt in der Nähe der Grenze untersagt werden soll, damit der preußischen Regierung keine Veranlassung zu gegründeten Interpellationen gegeben werde. Um nun aber für die Folge ähnliche Vorkommnisse zu vermeiden, welche mir immer persönlich die größten Unannehmlichkeiten bereiten, so möchte ich Eure Majestät dringend bitten, daß alle Befehle, Geldsendungen u. s. w., welche von hier aus an die Emigration gehen, nicht an deren Kommando direkt, sondern an den Major von Düring, den Eure Majestät mir für die militärischen Angelegenheiten beigegeben haben, erlassen werden. Der Major von Düring wird das Nöthige vermitteln, um Alles so anzuordnen, daß kein Ombrage entsteht, und ich werde in der Lage sein, für die Emigration im Einverständniß mit der französischen Regierung zu sorgen, ohne daß ich persönlich von irgend welchen militärischen Verhältnissen innerhalb derselben Notiz zu nehmen nöthig habe, was ich schon meiner Stellung wegen nicht darf."

„Gewiß, gewiß!" rief der König, „Sie haben vollkommen Recht und ich bitte Sie, Graf Platen, dafür zu sorgen, daß in diesem Sinne der Verkehr der Emigration organisirt wird."

Graf Platen verneigte sich schweigend.

„Ich lege hierauf," fuhr der Regierungsrath Meding

fort, „ein ganz besonderes Gewicht, nicht nur wegen der Verlegenheiten der französischen Regierung, welche mich persönlich peinlich berühren, sondern ganz vorzüglich auch wegen der Vermögensverhältnisse Eurer Majestät."

Der König richtete den Kopf empor und horchte auf.

„Eure Majestät haben," fuhr der Regierungsrath Meding fort, „den Vertrag mit Preußen geschlossen, nach welchem Allerhöchstdenselben die Revenüen des im preußischen Depositum verbleibenden welfischen Vermögens gezahlt werden. Ich habe Eurer Königlichen Majestät bereits, als Sie mir im September vorigen Jahres die Ehre erzeigten, mich über den Abschluß dieses Vertrages um Rath zu fragen, meine Meinung dahin ausgesprochen, daß Eure Majestät den Vertrag abschließen müssen nicht aus Rücksicht auf die augenblickliche Lage, sondern aus Rücksicht auf die Zukunft Allerhöchst Ihres Hauses. Denn durch den Vermögensvertrag ist das zweifellose Eigenthumsrecht an dem zu ermittelnden Aequivalent des welfischen Domanialvermögens festgestellt und für alle Zeiten gesichert worden. Ich habe damals Eurer Majestät ferner bemerkt, daß ich diese Feststellung für um so wichtiger halte, als sie Allerhöchst Ihrem Hause eine gedeckte Rückzugslinie und die Sicherheit einer großen fürstlichen Existenz bietet für den Fall, daß die Hoff-

nungen, welche Eure Majestät jetzt hegen und an deren Erfüllung wir arbeiten, sich nicht realisiren sollten. Ich war schon damals der Meinung, daß die gegenwärtige Zahlung der Vermögensrevenüen an Eure Majestät nicht allzu lange dauern würde, denn, wenn Eure Majestät den Kampf fortsetzen, so muß früher oder später der Zeitpunkt kommen, an welchem die preußische Regierung erklären wird, dem Gegner die Mittel zur Kriegführung nicht mehr gewähren zu wollen und zu können."

„Dazu hat aber die preußische Regierung gar kein Recht," rief Graf Platen.

„Die Rechtsfrage zu erörtern möchte zu weit führen," sagte der Regierungsrath Meding ruhig, „über die Thatsache habe ich keinen Augenblick Zweifel. Nach Aeußerungen, welche der Finanzminister von der Heydt in Berlin in Abgeordnetenkreisen gethan hat und über welche mir Mittheilungen zugegangen sind, die auch bereits durch Zeitungsnotizen bestätigt werden — nach diesen Aeußerungen scheint es, daß man in Berlin geneigt sei, gerade den Uebertritt der Emigration nach Frankreich als Veranlassung zur Beschlagnahme des Vermögens Eurer Majestät zu benutzen."

„Das wäre doch aber unerhört!" rief der Kronprinz, indem er leicht mit den Zähnen die Nägel seiner linken Hand biß.

„Wir dürfen von unseren Gegnern keine Sentimentalität erwarten, Königliche Hoheit," erwiederte der Regierungsrath Meding, „und müssen gerade in unserer Lage doppelt darauf sehen, nur mit wirklichen Thatsachen zu rechnen. — So sehr ich nun überzeugt bin," fuhr er fort, „daß früher oder später die Beschlagnahme des Vermögens stattfinden wird, so halte ich es auch für sehr wichtig, daß unserseits nichts geschehe, dieselbe zu provoziren und vor den Augen des Publikums zu rechtfertigen. Eine hervortretende militärische Organisation aber und der Nachweis der Ueberweisung von Geldmitteln an dieselben von hier aus würde der preußischen Regierung die Rechtfertigung der Beschlagnahme an die Hand geben. Unsere Politik aber muß es sein, einmal den Zeitpunkt dieser Beschlagnahme selbst so weit wie möglich hinauszuschieben und sodann der Rechtfertigung derselben so wenig Haltpunkte als möglich zu bieten. Ich möchte deßhalb besonders darauf aufmerksam machen, daß im Verkehr mit der Emigration die äußerste Vorsicht beobachtet, daß namentlich der Gebrauch des Telegraphen ganz vermieden werde, und daß alle Befehle und Sendungen durch den Major von Düring ergehen, in allen wirklichen diskreten Fällen durch meine Vermittlung und den diplomatischen Chiffre."

„Ich begreife nicht recht," bemerkte Graf Platen,

„wie ein direkter Verkehr mit der Emigration bekannt werden könnte."

„Ich halte, wie Eure Majestät wissen," sagte der Regierungsrath Meding lächelnd, „sehr wenig von dem Geheimniß des Telegraphenverkehrs, und besonders dürfen wir nicht vergessen, daß wir uns einer Macht gegenüber befinden, welche im Besitz einer sehr bedeutenden und ausgedehnten Polizeigewalt ist und den festen Willen hat, sich dieser Macht rücksichtslos zu bedienen."

„Wäre es aber nicht besser," sagte der Kronprinz mit zögernder Stimme, „wenn man diese Emigration ganz abschaffte, die doch so viel Geld kostet?"

„Nachdem die Emigration einmal da ist," sagte der Regierungsrath Meding, „würde ihre Abschaffung dem Aufgeben des Kampfes von Seiner Majestät gleichkommen, und da Seine Majestät den Kampf nicht aufgeben wollen —"

„Niemals!" rief der König lebhaft, mit zwei Fingern der rechten Hand stark auf den Tisch schlagend, „niemals werde ich den Kampf für mein Recht aufgeben, so lange ich noch einen Thaler übrig habe; keine finanziellen Rücksichten würden mich jemals bestimmen, in der Verfolgung meines Rechtes nachzulassen."

„Da Eure Majestät nun also gesonnen sind," sprach der Regierungsrath Meding weiter, „so kann von einer

Auflösung der Emigration um so weniger die Rede sein, als Eure Majestät den Leuten Ihre königliche Unterstützung versprochen haben; jedenfalls müßte man dann doch Denjenigen, welche sich durch ihre Auswanderung straffällig gemacht haben, zunächst die freie Rückkehr nach der Heimat erwirken, was auch wieder nur durch eine Anerkennung der Annexion geschehen könnte."

„Warum sind die Leute aber fortgelaufen?" sagte der Kronprinz achselzuckend, „sie hätten zu Hause bleiben sollen — jetzt haben wir sie auf der Tasche."

„Sie sind fortgegangen," sagte der Regierungsrath Meding, während der König schweigend in seinen Schnurrbart biß und den Kopf in die Hand stützte, — „sie sind fortgegangen aus Liebe und Anhänglichkeit zu dem königlichen Hause, dessen Vorfahren seit tausend Jahren in ihrem Lande herrschten; wenn auch der Eine oder der Andere unter der Zahl dieser jungen Leute sein mag, der aus Lust zu einem abenteuernden Leben sich der Emigration angeschlossen hat, so besteht doch die weitaus größte Mehrzahl derselben aus Söhnen der besten Bauernfamilien des Landes, und es wäre unverantwortlich, dieselben einfach ihrem Schicksal zu überlassen, das dann nur ein sehr trauriges sein könnte. Ich werde meinentheils niemals aufhören, für diese braven Leute, ganz abgesehen von der hohen Bedeu-

tung, welche sie für die Sache Eurer Majestät haben, zu plädiren und ihre Sache zu der meinigen zu machen."

„Und bei mir," rief der König, sich hoch aufrichtend, „werden Sie niemals Schwanken und Zögern finden, wo es meine heilige Sache und das Schicksal meiner Getreuen gilt."

„Davon bin ich überzeugt, Majestät," erwiederte der Regierungsrath Meding, „und hätte ich diese Ueberzeugung nicht, so würde ich nicht an dem exponirten Platz im Kampfe für die Rechte Eurer Majestät stehen, an welchem ich mich jetzt befinde."

Der König erhob sich.

„Ich will etwas ruhen, um mich vorzubereiten zu dem Feste in dem Stadtpark, das mir noch viele schmerzliche Aufregungen bringen wird," sagte er mit tiefem Seufzer — „aber," fuhr er dann fort, indem ein glückliches Lächeln wie Sonnenschein sein Gesicht erleuchtete, „wo ich auch das stolze Bewußtsein haben werde, mich trotz meines Unglücks und trotz meines Exils von so vielen Vertretern meines treuen Volkes umgeben zu wissen."

Er faltete die Hände und richtete einen Moment das Auge nach Oben. Dann nahm er den Arm des Kronprinzen, verneigte sich gegen die anwesenden Herren

und schritt die Treppe hinab, um in seinen Wagen zu steigen und begleitet von den jubelnden Zurufen der auf den Straßen versammelten Hannoveraner nach der Villa Braunschweig zurückzukehren.

Drittes Kapitel.

Der Oberamtmann von Wendenstein war inzwischen mit seinem Sohn in Wien angekommen. Unter der großen Einfahrt des Hotel Munsch hielt der Fiaker und der alte Herr stieg, auf den Arm des Lieutenants gestützt, langsam und vorsichtig zu seinen Zimmern im ersten Stockwerk hinauf.

Mit einem eigenthümlich forschenden Blick auf seinen Sohn öffnete er lächelnd die Thür seines Zimmers und schob, etwas zur Seite tretend, den jungen Mann über die Schwelle des tiefen und durch schwere Vorhänge etwas verdunkelten Gemachs.

Ein leichter Aufschrei ertönte aus dem Innern des Zimmers. Von einem Fauteuil erhob sich eine dunkle in Seide gekleidete weibliche Gestalt und streckte die Arme der Thüre entgegen.

Der Lieutenant blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, wie geblendet durch diese unerwartete

Erscheinung — dann athmete er tief auf, eilte mit rascher Bewegung in das Zimmer und kniete im nächsten Augenblick zu den Füßen Helenens.

Er ergriff ihre Hände und drückte sie leidenschaftlich an seine Lippen, während die in sanftem Licht strahlenden Augen des jungen Mädchens das Bild ihres Geliebten in durstigen Zügen zu trinken schienen.

„Helene, meine süße Helene, welche selige Ueberraschung!“ rief der junge Offizier in entzücktem Ton.

„Mein Geliebter, ich sehe Dich wieder nach so langer schmerzvoller Trennung,“ flüsterte Helene mit erstickter Stimme.

Dann machte sie sanft ihre Hände los, legte sie auf die Schulter des vor ihr knieenden Geliebten und drückte ihre Lippen auf dessen Stirn, während ihre Augen sich in einen leichten Thränenschleier verhüllten.

„Habe ich es recht gemacht?“ fragte der Oberamtmann, welcher langsam herangetreten war, in munterem Ton, durch welchen jedoch eine Nüance tiefer Rührung zitterte, und während zugleich die ältere der Schwestern des Lieutenants aus dem Nebenzimmer herantrat und mit liebevollem Blick den Bruder und die Freundin betrachtete.

Der Lieutenant sprang auf, umarmte stürmisch seinen Vater und seine Schwester und rief mit jubelnder Stimme:

„Dank, tausend Dank euch Allen für die Freude des Wiedersehens!“

Dann schloß er seine Braut von Neuem in seine Arme; während sie ihr Haupt an seiner Schulter ruhen ließ, bedeckte er ihr weiches glänzendes Haar mit zärtlichen Küssen.

Schweigend hatte der Oberamtmann seiner Tochter einen Wink gegeben, Beide zogen sich in das Nebenzimmer zurück, das junge Paar sich selbst überlassend.

Der Lieutenant führte seine Geliebte zu einem Lehnstuhl in der Nähe des Fensters; indem er sie sanft darauf niedersetzte, ließ er sich zu ihren Füßen auf die Kniee sinken und blickte liebevoll zu ihr empor.

Das volle Licht fiel auf die schönen Züge des jungen Mädchens, — der Lieutenant sah dieses liebe Gesicht wieder und alle Erinnerungen der Vergangenheit stiegen in reinen Bildern aus der Tiefe seiner Seele wieder herauf. Die Spiele seiner Kindheit, das erste Erwachen der Jugendliebe, der gewaltige Kampf, sein Leiden an den Grenzen des Todes, das Alles zog durch sein Herz unter dem Blick dieser so sanften und doch so still beredten Augen.

Beide jungen Leute sprachen miteinander, was schon so viele Tausende vor ihnen gesprochen hatten. Worte der Erinnerung, Worte der Liebe, — für jeden Dritten wären es eben leere, oft nichts bedeutende Worte ge-

wesen, die kaum in einem innern Zusammenhange miteinander standen. Für sie aber waren es Erzählungen von tiefem Inhalt, Gedichte von hoher Poesie, denn zwischen den Worten sprachen ihre Blicke und auf dem magnetischen Strom dieser Blicke zogen von Herz zu Herz Tausende jener Mittheilungen des inneren Lebens, welche kein Ton ausdrückt und keine Sprache in Worte kleidet.

Im vollen Tageslicht aber sah der Lieutenant mit stillem Erbeben seines Herzens, daß die immer schon so zarten Züge seiner Geliebten eine fast durchsichtige Blässe angenommen hatten. Ihre Augen glänzten in krankhaftem perlmutterartigem Schimmer. Eine fast fieberhaft scharfe Röthe zeigte sich auf ihren Wangen, ließ den Glanz der Augen noch mehr hervortreten und aus den zuweilen wie schmerzhaft zuckenden Lippen drang der heiße Athem mühsam hervor.

Der junge Mann sah das Alles. Er fühlte bei diesem Anblick, wie tief Helene durch die Trennung gelitten haben mußte. Er schlug die Augen nieder, um ihr den Ausdruck tiefer Besorgniß in seinem Blick nicht zu zeigen.

Wunderbar und chaotisch waren die Gefühle, welche sein Herz bewegten.

Dieses junge Mädchen, welchem sein Herz sich einst

unter dem Eindruck der Kindererinnerung und der großen, mit erschütternder Gewalt in sein Leben hereinbrechenden Katastrophe mit so stiller inniger Liebe zugewendet hatte, sah er vor sich wie ein verkörpertes Bild der Träume der Vergangenheit. Aber dieß Bild, so süß und lieb es seinem Herzen war, war umhaucht vom Schimmer der Krankheit, und wie mit einem Nebelschleier bedeckt erschien es neben dem glühenden Farbenreiz der tausendgestaltigen Bilder des großen Weltlebens, welche die letztvergangene Zeit vor ihm aufgerollt hatte.

Sie sprach ihm von jenem kleinen stillen Leben in der einfachen Heimat. Unter ihren Worten traten jene ruhigen eng begrenzten Lebensverhältnisse vor ihn hin, in denen er einst sich bewegt und welche sein Denken, Wünschen und Hoffen ausgefüllt hatten. Das Alles muthete ihn lieb und heimisch an, aber es stand doch auch farblos und kühl da neben dem lichtvoll glühenden Leben, das sein junges Herz voll durstigen Entzückens in sich aufgesogen hatte. Und unter den Bildern dieses Lebens stieg lockend und berauschend jene Frau vor ihm empor mit den Blicken voll dämonischer Geheimnisse, mit dem Athem so glühend wie der Duft der Tropengewächse, und mit schauerndem Erbeben erinnerte er sich, daß dieser Athem über sein Gesicht gestrichen war und daß aus jenen Augen ihm ein voller Feuerstrom verzehrender

Wonne entgegengeflutet war. Als er von diesen, in seinem Innern aufsteigenden Bildern den Blick erhob zu der einfachen, zarten, krankhaft gebrechlichen Gestalt vor ihm, da zuckte ein tiefes Mitleid zwar, eine innige, tiefe und treue Theilnahme durch sein Herz, aber es stieg auch ein Seufzer aus seiner Brust herauf, den er zu unterdrücken nicht die Macht hatte.

Der Oberamtmann trat wieder in's Zimmer.

„Nun habt ihr Zeit gehabt," sagte er, „euch zu erzählen, was so junge verliebte Leute sich zu sagen haben und wovon ein anderer vernünftiger Mensch kein Wort versteht, — jetzt laßt uns zu Tisch gehen und nach alter, rechtlicher, norddeutscher Sitte ein ordentliches Diner zu uns nehmen. Ich habe die Karte gemacht und auch einen ganz genießbaren Bordeaux in diesem Hotel gefunden. Man wird uns bald zu Tische rufen. — Inzwischen will ich noch mit euch jungen Leuten ein ernstes vernünftiges Wort sprechen, das ihr, wie ich hoffe, gern hören werdet."

Er zog einen Stuhl neben Helene, während der Lieutenant sich zur anderen Seite seiner Braut setzte, ihre Hand in der seinen haltend. Fräulein von Wendenstein war im anderen Zimmer geblieben, mit der Vollendung ihrer Toilette beschäftigt.

Der Oberamtmann lehnte sich in seinen Stuhl zurück

und sprach, mit freundlichem Wohlwollen die jungen Leute anblickend:

„Es ist eine recht dumme Geschichte, mein Sohn, daß Du durch Deine Flucht und Deinen Prozeß auf lange hinaus, vielleicht auf immer aus der Heimat verbannt bist. Doch das ist nun einmal so und kann vorläufig nicht geändert werden. Es ist aber nicht möglich, wegen dieser unglücklichen Verhältnisse die Zukunft unsicher und unklar zu lassen, und Dich einem einsamen und unruhigen Leben in's Unbestimmte hinein zu übergeben. Ich bin deßhalb der Meinung, daß es am besten ist, eure Verbindung nicht weiter hinauszuschieben und denke, daß ihr euch vorläufig in der Schweiz, Zürich oder Luzern, niederlassen sollt. Das Gut, das ich für euch gekauft, habe ich verpachtet. — Im Sommer kommen wir zu euch, — den Winter freilich möchte ich in der alten Heimat und unter den alten Bekannten zubringen.

Die feine Röthe auf den Wangen Helenens hatte bei den Worten des Oberamtmanns einem dunklen Purpur Platz gemacht. In raschem Aufblitzen leuchtete ihr Auge zu ihrem Geliebten hinüber und verhüllte sich dann wieder unter den herabgesenkten Lidern. Der Oberamtmann schien eine freudige, dankbare Zustimmung von Seiten seines Sohnes zu erwarten und blickte ein wenig überrascht zu ihm hin, als der junge Mann mit dem

Ausdruck einer gewissen Befangenheit auf seinem Platze unbeweglich blieb und die Augen zu Boden senkte.

Ein leichtes Zittern flog durch die Gestalt Helenens, tiefe Bläße folgte der dunkeln Glut, welche soeben noch ihre Wangen gefärbt hatte, und wie in tiefem Erschrecken warf sie einen starren Blick auf den jungen Mann hinüber, während ihre fest aufeinander gedrückten Lippen die tiefen Athemzüge ihrer Brust zurückhalten zu wollen schienen.

„Nun, Junge!“ rief der Oberamtmann in verwundertem Ton, „was soll das heißen, Du sitzest da wie ein Steinbild, Du dankst mir nicht, Du freust Dich nicht, Du umarmst Deine Braut nicht? Ist das die Art, wie Du die Nachricht Deines Glückes aufnimmst?“

Ein heftiger Kampf malte sich auf dem Gesichte des Lieutenants. Rasch ergriff er die Hand seiner Braut, welche diese ihm wie in unwillkürlicher Bewegung entzogen hatte, und sprach zu seinem Vater:

„Was könnte mich glücklicher machen, als die Hoffnung einer baldigen Verbindung mit meiner Helene! Verzeihe mir, meine Geliebte, wenn ich nicht des Vaters Mittheilung mit jubelndem Entzücken aufgenommen habe. — Aber Du wirst verstehen, was in diesem Augenblick die freudige Aufwallung meines Herzens dämpft. — Es

sind soeben alle diese armen hannöverischen Emigranten, welche ihr Vaterland verlassen haben aus Anhänglichkeit an den König, und welche weder in Holland noch in der Schweiz ein Asyl finden konnten, nach Frankreich gegangen. Ich habe in der Schweiz ihr Schicksal getheilt und der König hat mir nun den Auftrag gegeben, auch in Frankreich eine der dortigen Abtheilungen zu führen. Wie würden diese armen Leute über mich urtheilen, was würden meine Kameraden, die Offiziere in Frankreich sagen, wenn ich mich jetzt von der Emigration trennte und in stiller und sicherer Zurückgezogenheit nur meinem Glücke lebte! In Kurzem, in wenigen Monaten vielleicht," fuhr er fort, „wird es möglich sein, mich mit Ehren von der Legion loszumachen. — Jetzt aber —"

Er kniete vor seiner Braut nieder und drückte ihre Hand an sein Herz.

„Helene, meine Geliebte," sagte er mit gepreßter Stimme, „würdest Du glücklich sein können, wenn Du auf meiner Stirn die Röthe der Scham erblicken würdest, der Scham darüber, daß ich die Gefährten des Unglücks verlassen habe, weil mir ein gütiger Vater die Möglichkeit gibt, mein Schicksal von dem ihren zu trennen?"

„Dummes Zeug," sagte der Oberamtmann mürrisch in verstimmtem Tone, „ich weiß auch, was Ehre und

kameradschaftliche Pflicht erfordern. — Das aber scheint mir überspannte Ansicht zu sein, den armen Legionären würde es um kein Haar breit schlechter gehen, wenn Du nicht bei ihnen bist. Ich werde dem König die Sache vortragen, — er wird Dich auf der Stelle der Verpflichtungen, die Du eingegangen bist, entheben —"

„Das wird der König gewiß thun," rief der junge Mann, „aber kann das meinem Bewußtsein genügen? Wenn alle Offiziere handelten, wie ich handeln soll, welches würde das Schicksal der armen Leute in fremdem Lande sein?"

„Wohin sie gar nicht hätten gehen sollen," warf der Oberamtmann finster ein, — „wenn Du —"

Helene hatte einige Augenblicke stumm dagesessen. Jetzt schlug sie ihr gesenktes Auge voll zu ihrem Geliebten auf. Ein Strahl von Begeisterung leuchtete aus ihrem Blick, Glauben und Vertrauen strahlten von ihren Zügen, ein Lächeln voll unendlicher Liebe glitt um ihre Lippen.

„Du hast Recht, mein Geliebter," sprach sie, sich sanft zu ihm hinüber neigend, „welches Glück könnten wir genießen, wenn Du den Stachel in Deinem Herzen trügst, gegen Deine Ueberzeugung von Ehre und Pflicht gehandelt zu haben? — Niedrig handelt das Weib, das den Mann herabzuziehen sucht von den Wegen, die sein

Bewußtsein ihm zu verfolgen befiehlt. — Wir müssen im Gegentheil den Mann unserer Liebe anspornen und begeistern, stets würdig zu handeln des hohen Ideals der Ehre, das er in seinem Innern trägt."

Sie blickte wie träumend vor sich hin.

„Als Herkules am Scheidewege stand," sprach sie dann mit leiserer Stimme, „da war es die himmlische Gestalt, welche ihn auf den rauhen Weg der Ehre und Pflicht wies, und himmlisch soll ja der Beruf eines edlen Frauenherzens in seiner Liebe sein.

„Du hast Recht, tausendmal Recht, mein Geliebter," rief sie dann mit gehobenem Ton, „wir werden warten, bis Deine Pflichten Dir erlauben, ohne Schamröthe glücklich zu sein — o, ich liebe Dich mehr wegen Deiner edlen Zögerung, als wenn Du nur an das Glück des Augenblicks gedacht hättest, und nie soll Deine Liebe zu mir Dich mit den Geboten der Ehre in Widerspruch bringen."

Der Lieutenant senkte das Haupt.

Eine dunkle Röthe erschien auf seiner Stirn.

War es der Schmerz, daß er sein Glück, das ihm so nahe winkte, hinausschieben müsse?

War es die Scham, daß in seinem innersten Herzen noch andere Gedanken und Gefühle wogten, als diejenigen, welchen Helene eine so edle und begeisterte Anerkennung ausgesprochen hatte?

„In kurzer Zeit vielleicht," sagte er mit etwas unsicherer Stimme, „wenn das Leben und die Verhältnisse der Emigration in Frankreich geordnet sind, oder der König vielleicht anderweitig für die Leute zu sorgen Gelegenheit findet, dann werde ich von allen meinen Pflichten frei sein und dann, meine Helene, — dann —"

„Dann werden wir glücklich sein, ohne Stachel im Herzen," flüsterte Helene, indem sie mit den Lippen seine Stirn berührte und dann mit einem glücklichen Lächeln dem noch immer finster dasitzenden Oberamtmann die Hand reichte.

Ein leichter Husten ließ ihre Brust erzittern. Sie bog sich wie schmerzhaft zusammen und preßte die Lippen aufeinander.

Erschrocken blickte der Lieutenant zu ihr auf, aber schon lag wieder das heitere ruhige Lächeln auf ihrem Munde.

Der alte Herr stand auf.

„Ihr seid mir ein merkwürdiges Paar," sagte er, zwar ein wenig besänftigt, aber noch immer mit einem Klange von Unzufriedenheit in der Stimme, „solche Subtilitäten kannte man zu meiner Zeit nicht — die Mama wird recht traurig sein —"

„Die Mama wird mich und ihren Sohn vollständig

verstehen," sagte Helene mit einem aus schwärmerischer Begeisterung und schalkhafter Neckerei gemischten Ausdruck.

„Ihr seid ja immer einig gegen den alten Papa," erwiederte der Oberamtmann lächelnd.

Ein Kellner des Hotels trat ein und meldete, daß für die Herrschaften im kleinen Speisesaal servirt sei.

Fräulein von Wendenstein erschien an der Thür des Nebenzimmers.

„Nun zu Tische," rief der alte Herr, wieder bei vollständig guter Laune, „mögen die Zeiten so schlecht sein, wie sie wollen, durch ein ordentliches Stück Roastbeef und ein Glas guten Wein können sie niemals schlechter werden. — Da ihr so lange getrennt gewesen seid," sagte er zu seinem Sohn, „so will ich Dir heute Helene abtreten, obwohl es eigentlich mein Recht wäre, sie zu Tische zu führen."

Er reichte seiner Tochter den Arm und führte sie die Treppe zum Speisesaal hinab.

Der Lieutenant folgte mit seiner Braut.

*

Die prachtvollen Räume des Kursaals im Stadtpark in Wien strahlten am Abend desselben Tages im tageshellen Glanze unzähliger Gasflammen und Kerzen. Berittene Gendarmen hielten die Ordnung aufrecht vor

dem Kursaal und in dichten Reihen fuhren von neun Uhr an Wagen auf Wagen vor dem großen Portal vor, umdrängt von noch zahlreicheren Fußgängern, welche dem festlich erleuchteten Bau zuströmten.

König Georg V. versammelte hier zu dem Feste seiner silbernen Hochzeit die Getreuen aller Stände, welche so zahlreich aus Hannover herüber gekommen waren, und die Ausschmückung der an sich schon so schön dekorirten Räume des Stadtparks ließ den ganzen Glanz des versunkenen hannöverischen Königthums noch einmal in hellen Strahlen aufleuchten.

In dem großen Mittelsaal, einem Meisterwerk der Architektur, waren die wunderbaren reichen und schönen Schätze der hannöverischen Silberkammer, dieser Jahrhunderte alten Sammlung der englischen Könige aus dem hannöverischen Hause, ausgebreitet. Man sah dort den Tafelaufsatz mit dem heiligen Georg, der den Drachen niederschlägt, viele kostbare Schilder und Pokale, das Taufbecken aus massivem Golde und den prachtvollen ostfriesischen „Upstallsboom", drei große Eichen aus Silber mit neunzigtausend beweglichen Blättern, unter denselben einen Ritter mit dem Schwert, das Sinnbild der ausübenden Gerechtigkeit. Die zahllosen Silbergeschirre dieses Schatzes, wie ihn kaum ein fürstliches Haus in Europa zum zweiten Male aufzuweisen

im Stande ist, waren auf den reichen, mit den erlesensten Speisen und Weinen besetzten Büffets aufgestellt. Unter der Kuppel, welche, der Hauptwand gegenüber, eigentlich für das Orchester errichtet war, erblickte man eine hohe Estrade, auf welcher die zur silbernen Hochzeitsfeier eingelaufenen Geschenke ausgebreitet waren. Hier sah man das große, reich verzierte Album, welches die dem König in die Verbannung Gefolgten mit ihren Bildnissen geschenkt hatten. Hier sah man prachtvolle Gaben des reichen hannöverischen Adels, hier sah man aber auch kleine, unbedeutende Gaben aus den Kreisen des Volkes, — unscheinbare Stickereien, Leinengewebe und viele kleine Dinge, welche rührend ansprachen, da sie den Beweis lieferten für die innige Theilnahme, die dem gefallenen Könige aus dem Lande seiner Väter in die Verbannung gefolgt war.

In diesen so glänzenden Räumen bewegte sich eine zahlreiche und unendlich verschiedene Gesellschaft. Man sah die Galauniformen des früheren hannöverischen Hofes im Glanz der reichen Goldstickerei. Daneben die hannöverischen Bürger und Bauern in der einfachen Sonntagstracht ihres Standes. Man sah die Damen der ersten hannöverischen Familien in reichen Hoftoiletten und daneben die einfachen Frauen des Landes in schlichtem Busentuch und weißer Schürze. Es war eben ein Bild

des ganzen Volkes, das seinem früheren Könige zu seinem schönen Familienfeste einen Gruß liebevoller Erinnerung gesendet hatte.

Alle diese verschiedenen Gruppen bewegten sich durch die Säle in auffallender Stille, man hörte nur das dumpfe Murmeln flüsternder Stimmen. Es lag über all' diesem Glanz ein Hauch tiefer Wehmuth, und alle diese Herzen empfanden mehr oder weniger deutlich, daß hier das glänzende Leichenbegängniß eines tausendjährigen Königthums sich vollziehe.

Außer den Hannoveranern waren nur wenige Oesterreicher zu dem Feste geladen, Niemand aus den Kreisen des Hofes und der Diplomatie, — es sollte eben ein rein häusliches Fest sein und bleiben, und der österreichischen Regierung keine Verlegenheit bereiten. Vorzugsweise waren es Vertreter der wiener Presse, welche hier gegenwärtig waren, und einer dieser Fremden, ein junger Mann mit intelligentem, scharf geschnittenem Gesicht von dunklem slavischen Typus, stand an die Thüre des Saals gelehnt und ließ seinen Blick mit trauerndem Ausdruck über die Versammlung schweifen, während er sich mit einem Manne von ungefähr zweiunddreißig Jahren in der Uniform der hannöverischen Diplomatie unterhielt, dessen rosig frisches Gesicht mit dichtem blond-

gelockten Haar und kleinem zierlichen Bart ihn noch jünger erscheinen ließ.

„Der Anblick dieser Versammlung macht mich tief traurig, Herr Graf," sagte der Doktor Pribro, ein talentvoller Journalist böhmischer Abkunft, „wollte Gott, daß allen Herrschern auf den Thronen Europas so große Anhänglichkeit bewiesen würde, als hier ein kleines treues Volk dem gefallenen Könige entgegenträgt."

„Gerade diese Treue und Anhänglichkeit," erwiederte lebhaft der Graf Georg Platen, der Neffe des Ministers des Königs Georg, „ist eine Bürgschaft dafür, daß die Dynastie nicht für immer gefallen ist. Wo ein solches Band der Liebe den Fürsten und das Volk vereinigt, da kann eine dauernde Trennung nicht stattfinden."

Der Doktor Pribro blickte den Grafen etwas erstaunt an und schüttelte mit traurigem Ausdruck den Kopf.

„Sie glauben also wirklich," sagte er, „ernsthaft an eine Wiederherstellung des hannöverischen Thrones, Sie glauben, daß die Agitationen, welche jetzt in Hannover geschehen, zu einem Resultat führen könnten?"

„Zuversichtlich!" rief der Graf Platen, „das glaubt der König, und wir Alle arbeiten für seine Sache und sein Recht, in dem vollen Bewußtsein zwar, daß wir etwas unendlich Schwieriges unternommen haben, doch

auch mit dem Glauben an den endlichen Sieg, wenn die Verhältnisse nur einigermaßen sich günstig gestalten."

„Der König glaubt an den Sieg seines Rechts," sagte der Doktor Pribro, „und er hat wohl auch den festen Stolz und unbeugsamen Muth, um den Kampf für sein Recht, den er unternommen, bis auf das Aeußerste durchzuführen. Auch hat er treue und gewandte Diener, die sich rücksichtslos für ihn exponiren, aber," fuhr er fort, „Ihre Dynastie steht auf vier Augen, — hat Ihr junger Prinz die Eigenschaft, der Erbe einer solchen Aufgabe zu sein, wie sie der hohe Muth seines königlichen Vaters sich gestellt hat?"

Er blickte forschend in das Gesicht des Grafen Platen.

Dieser schlug die Augen zu Boden und schwieg einen Augenblick.

„Der Prinz ist jung," sagte er dann, „sein Charakter wird sich bilden, sein Geist sich entwickeln. — Uebrigens," fuhr er lebhafter fort, „liegt die Sache des Welfenhauses nicht so ausschließlich in den persönlichen Eigenschaften seiner Vertreter, es ist eine Sache der Selbstständigkeit des deutschen Volkes, und wenn alle die Elemente, welche im letzten Kampfe unterlegen sind, sich wieder aufraffen, die endliche Entscheidung der deutschen Frage herbeizuführen, wenn Oesterreich —"

„Oesterreich?" — rief der Doktor Pribro ihn lebhaft

unterbrechend. „Glauben Sie, daß Oesterreich jemals wieder den Wahnsinn begehen könnte, den Kampf vom vorigen Jahr von Neuem aufzunehmen?“

Graf Platen blickte ihn befremdet an.

„Nun,“ sagte er dann, „ich meinestheils kann es nicht glauben, daß eine Macht, welche Jahrhunderte lang an der Spitze Deutschlands gestanden hat, sich durch einen einzigen Feldzug für immer aus dem Lande ihrer früheren Herrschaft sollte hinauswerfen lassen. — Man hat hier doch auch Verpflichtungen gegen Deutschland, Verpflichtungen gegen die Bundesgenossen —“

„Die erste Verpflichtung eines jedes Staates,“ rief Doktor Pribro, „ist die Selbsterhaltung, und Oesterreich würde bei einem neuen Kriege unfehlbar in zersplitternde Trümmer auseinanderfallen. Wir brauchen wenigstens zehn Jahre, um uns von dem Schlage von 1866 zu erholen. Die Pflicht eines jeden Oesterreichers ist es, unsere Regierung von jeder abenteuerlichen Revanche-Politik zurückzuhalten.“

„Doch die innere Kraft Oesterreichs erstarkt ja mächtig unter dem neuen Regiment,“ sagte Graf Platen, „wie Ihre Journale betheuern und alle Freunde des Herrn von Beust versichern. Wozu wäre diese Regeneration der Staatskräfte, wenn sie nicht dazu benützt würde, dem Kaiserstaat seine historische Stellung wieder zu erobern?“

„Regeneration der Staatskräfte?“ sagte Doktor Pribro mit leichtem Achselzucken. — „Ja, den guten Willen hat man gewiß dazu, — der Kaiser vor Allem, Herr von Beust nicht minder — aber es wird halt etwas langsam damit gehen.“

„Das sagen Sie mir?“ rief Graf Platen lebhaft, „und Sie haben mir doch noch vor einigen Tagen mit so vieler Schärfe und Klarheit Ihre Ideen über die Wiedergeburt Oesterreichs entwickelt, Ideen, die mich durch ihre überzeugende Logik lebhaft frappirt haben! Warum,“ fuhr er fort, „bringen Sie Ihre Gedanken über die Organisation der Verwaltung, über die ökonomische Verwerthung der reichen produktiven Kräfte Ungarns nicht in ein Memoire? Herr von Beust würde Ihnen unendlich dankbar dafür sein.“

„Ich habe dazu keine Gelegenheit,“ — erwiederte Doktor Pribro zögernd.

„So geben Sie Ihr Memoire mir,“ rief Graf Platen lebhaft, „ich werde es an Herrn von Beust gelangen lassen!“

„Um Gotteswillen, Herr Graf,“ rief Doktor Pribro erschrocken, „machen Sie keinen Gebrauch von unserer Unterhaltung, — das würden mir ja die Hofräthe nie verzeihen.“

„Die Hofräthe?“ fragte Graf Platen erstaunt. — „Welche Hofräthe?“

„Nun, alle diese Bureauchefs in den Ministerien,“ erwiederte Doktor Pribro, „welche an die alte Verwaltungsmaschine gewöhnt sind und jede Neuerung scheuen wie die Sündflut. Würden sie ahnen, daß ich mich mit solchen Gedanken von Neuerungen beschäftige, — ich wäre ihrer ewigen Feindschaft gewiß, und ich bin nicht unabhängig genug, diese Feindschaft zu ertragen.“

„Was brauchen Sie die Feindschaft der Hofräthe zu fürchten,“ rief Graf Platen, „wenn Herr von Beust Ihre Ansichten billigt und seine Hand schützend über Sie hält?“

Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die Lippen des Doktor Pribro.

„Herr Graf,“ sagte er, „ich kann nicht wissen, ob der Herr von Beust im nächsten Jahre noch Reichskanzler von Oesterreich ist und ob sein Schutz dann noch eine Macht hat. — Was ich aber ganz gewiß weiß, ist, — daß die Hofräthe in zehn Jahren noch an ihrem Platze sein werden. Es wäre also gewiß sehr thöricht, sich einer vielleicht ephemeren Macht zu Gefallen die Feindschaft der bleibenden Träger der Herrschaft auf den Hals zu laden.“

Graf Platen blickte ſtarr in das Geſicht des Sprechenden.

Bevor er etwas erwiedern konnte, ging eine raſche und lebhafte Bewegung durch die Verſammelten. Alles drängte der Eingangsthür zu, in welcher der Graf Wedel erſchien und den großen Stab des Hofmarſchalls auf den Boden ſtieß.

Das Orcheſter intonirte das „God save the King“. Die Königin am Arm erſchien die hohe Geſtalt Georg V. in der großen hannöveriſchen Generalsuniform, das rothe Band des St. Georgsordens über der Bruſt, das Kommandeurkreuz des Maria-Thereſienordens um den Hals, daneben die Medaille von Langenſalza.

Hinter dem königlichen Paar erſchien der Kronprinz, in der früheren Uniform der hannöveriſchen Gardehuſaren, zwiſchen ſeinen beiden Schweſtern.

Hoch und ſtolz trat die Prinzeſſin Friederike in den Saal, ihre königliche Haltung war überhaucht von dem Duft zarter Weiblichkeit. Sie trug ein weißes Kleid aus leichtem Stoff, in welchen goldene Sonnen gewebt waren, in dem reichen aſchblonden Haar glänzte ein Blumenkranz aus großen Opalen und Diamanten. In ihren großen leuchtenden Augen flammte der ganze fürſtliche Stolz des tauſendjährigen Geſchlechts Heinrich's des Löwen, und der Blick, den ſie über die Verſammlung

gleiten ließ, war der einer zum Herrscher geborenen Königin.

Schüchtern und fast ängstlich trat ihre jüngere Schwester Marie, ebenfalls gelb und weiß gekleidet, in den Saal.

Ein lauter und brausender Hochruf begrüßte die königliche Familie. Einzelne Stimmen begannen und bald fiel die ganze Versammlung einstimmig in die Klänge des Liedes ein, das die Musik spielte.

Der König war bis zur Mitte des Saals vorgegangen.

Hier blieb er stehen und lauschte, — tiefe Rührung auf dem schönen, edel geschnittenen Gesicht, — dem Gruß der Liebe, der ihm entgegenklang. Die Königin und die Prinzeß Marie hielten die Taschentücher vor die Augen und weinten leise — die Prinzessin Friederike blickte voll Liebe auf ihren Vater hin und biß die schönen Zähne auf die Lippen mit dem Ausdruck stolzen Muthes. Der Kronprinz sah nach den nächststehenden Gästen hinüber und nickte freundlich dem einen oder andern Bekannten zu.

Nachdem die erste Erregung, welche die Erscheinung des Königs hervorgerufen, vorüber war, machten die Herrschaften ihren Cercle und wechselten mit unermüdlicher Leutseligkeit die freundlichsten Worte mit den Herren und Damen des Hofs sowie mit allen den einfachen Leuten, die hier zum ersten Male in der Atmosphäre eines Hoffestes erschienen.

Dann aber trat der König an das Büffet, ließ sich einen mit Rheinwein gefüllten Pokal reichen und trank auf das Wohl seiner Gäste.

„Dank, Dank," rief er mit lauter Stimme, „für eure Treue, die belohnt werden wird. In der Geschichte meines Hauses finden sich Beispiele von exilirten Fürsten, die wieder in die Heimat zurückgekehrt sind; der Ahnherr meines Hauses mußte sein Land verlassen und kehrte wieder; ihr Alle wisset, daß viele eurer Väter zehn Jahre lang in der Fremde leben mußten und dann doch wiederkehrten. So gibt mir die Vorsehung die Berechtigung zu dem Glauben, daß ich als freier und unabhängiger König wieder nach Hannover zurückkehren werde. Ich fordere euch auf, zu trinken auf die Wiederherstellung des Welfenreiches, des Welfenthrones, auf meine Rückkehr in eure Mitte. Gott gebe eine baldige Auferstehung des Thrones von Hannover, meine Rückkehr zu einem Volke, dessen Treue und Anhänglichkeit ein leuchtendes Vorbild sein könnte für alle Völker der Erde. Ein Hoch auf unser baldiges Wiedersehen im Welfenreiche!"

Der König schloß mit dem alt hannöverischen Rufe: „Hep, hep, hurrah!" und: „Hurrah, hurrah!" tönte es brausend durch die Säle. Alle Anwesenden waren tief ergriffen und die große Mehrzahl derselben faßte in der

Bewegung des Augenblicks die Worte des Königs wie eine prophetische Verkündigung der Zukunft auf.

Der Pokal, aus welchem der König getrunken, wurde von Neuem gefüllt und machte die Runde durch die Versammelten; das Souper begann und trotz der allgemein bewegten, aus Rührung und Begeisterung gemischten Stimmung verleugnete sich der niedersächsische Nationalcharakter nicht, und alle die guten Dinge, welche die silberschweren Büffets darboten, fanden freudige Anerkennung und schnelle Vertilgung.

Die Stunden vergingen schnell. Der Jubel des Festes wurde lauter und lauter.

In der Thür des Nebenzimmers stand der Regierungsrath Meding im Gespräch mit dem Prinzen Philipp von Hanau, Offizier in der Lieutenantsuniform der österreichischen Kürassiere, das rothe Band des Löwenordens über der weißen Uniform. Das jugendlich frische geistvolle Gesicht des hoch und schlank gewachsenen jüngsten Sohnes des Kurfürsten von Hessen zitterte vor tiefer Bewegung. Er blickte mit dem Ausdruck inniger Theilnahme nach den königlichen Herrschaften hinüber.

„Ich habe eine unendliche Liebe und Verehrung für Ihren allergnädigsten Herrn," sagte der Prinz, „ich könnte für ihn mein Leben einsetzen — wie doch Alles, was er thut, so königlich und edel ist! Gott gebe nur,

daß seine Wünsche erfüllt werden und alle großen Anstrengungen des Kampfes, welchen er unternommen, zum Siege führen mögen. — Jedenfalls wird dieses Fest," fuhr er fort, „mächtig dazu beitragen, die Treue und Beharrlichkeit der Hannoveraner zu stärken. Alle Gäste, die heute hier versammelt sind, werden neue Begeisterung in die Heimat zurückbringen."

„Mit alledem aber," sagte der Regierungsrath Meding ernst, „mit alledem wird der Sache des Königs nichts genützt, — wenigstens gewiß kein dauernder Erfolg erzielt werden, wenn die Sache der entthronten Fürsten nur eine Frage des legitimen Rechts bleibt, wenn sie nicht innig verbunden wird mit den großen Prinzipien, welche das Leben der Völker bewegen und welche die Zukunft zum Siege führen muß. Sehen Sie, Prinz," fuhr er fort, — „Demjenigen wird der Sieg in diesem Kampf um die Zukunft Deutschlands zufallen, der es verstehen wird, die großen Grundsätze wahrer Freiheit und wahrer Selbstbestimmung des Volkes aufrichtig und kräftig zu vertreten und der sich von diesen Grundsätzen, denen Nichts widerstehen kann, emportragen läßt. In diesem Augenblick," sprach er weiter, indem sein Blick achtlos über die dichte Menschenmenge in den Sälen hinglitt, — „in diesem Augenblick tritt die preußische Regierung jenen Grundsätzen rücksichtslos scharf ent-

gegen, — sie muß es, um zu erhalten, was sie gewonnen hat, — um die Konsequenzen der Annexionen durchzuführen, — dieser Annexionen, die nach meiner Ueberzeugung ein politischer Fehler waren. — Hätte im August 1866 Preußen den Kaiserthron der Hohenstaufen wieder aufgerichtet, — die jubelnde Begeisterung des deutschen Volkes hätte diese That begleitet. — Jetzt aber muß man dort der freien Bewegung in vielen Richtungen entgegentreten und doch wird das Ringen nach freier Selbstständigkeit im deutschen Volke mächtiger und mächtiger. Wenn die entthronten Fürsten neben der alten Anhänglichkeit ihrer Völker diesen Geist der Freiheit ehrlich und fest zu ihrem Bundesgenossen machen und mit diesem Geist ihr Recht vermählen, dann werden sie in Kurzem eine gewaltige Macht sein, — und bei der nächsten Katastrophe, mag sie nun von außen hereinbrechen, mag sie aus dem innern Leben des Volkes heraus sich entwickeln, wird diese Macht zu entscheidender Geltung kommen, — sei es, daß man mit ihr zu paktiren gezwungen wird, sei es, daß sie mit den Waffen in der Hand ihre Forderungen durchsetzt. — Wenn man aber," fuhr er trüben Tones fort, „den einzig möglichen Weg zögernd und mit halbem Herzen geht, wenn man auch in der Verbannung und im Unglück noch die alten Vorurtheile behält, — wenn dann vielleicht ein Augenblick

kommt, in welchem man in Berlin sich kühn und rücksichtslos auf die Seite der nationalen Einheit und Freiheit stellt, — dann, mein Prinz, werden alle die Hoffnungen, welche diese Herzen hier erfüllen, zu leichten Seifenblasen werden, welche der Athem der Weltgeschichte in Nichts verweht."

„Und glauben Sie," fragte der Prinz Philipp, „daß man sich in Berlin je zu einer solchen Auffassung erheben könne?"

„Sie widerspricht ein wenig der preußischen Tradition," erwiederte der Regierungsrath Meding, — „aber ich halte den Grafen Bismarck jedes großen Ideenaufschwungs für fähig — kann er den preußischen Partikularismus überwinden, so wird er Sieger bleiben. — Sie wissen, daß Trabert hier ist?" fragte er nach einer augenblicklichen Pause, während deren der Prinz sinnend vor sich hinblickte.

„Ich habe es gehört," erwiederte Prinz Philipp, — „das ist auch ein Mann, dem man großes Unrecht gethan hat."

„Wie Vielen," — sagte der Regierungsrath Meding seufzend, — „o, wenn man es zur rechten Zeit verstanden hätte, die Bewegung der Geister im deutschen Volke zu lenken! — Ich werde Trabert morgen sehen," fuhr er fort, — „es wäre sehr gut, wenn der Kurfürst mit ihm

in Verbindung träte; — als ich vor einigen Tagen in Prag war, fand ich Seine Königliche Hoheit sehr gut disponirt für eine Verbindung mit den Vertretern der freien Selbstständigkeit des deutschen Volkes, — und der Kabinetsrath Schimmelpfennig besonders schien mir sehr lebhaft diesen Gedanken zu erfassen. Es regt sich ja auch bei Ihnen in Hessen mächtig — aber all' dieser negativen Bewegung muß eine große Fahne gegeben werden, welcher die Begeisterung des Volkes folgt."

„Sie haben Recht — sehr Recht," sagte der Prinz nachdenklich, — „ich werde versuchen, was möglich ist; — jedenfalls werde ich mit Trabert sprechen. Apropos," sagte er dann, — „wissen Sie, daß die vortreffliche Pepi Gallmeier bei der Vorstellung, die der König morgen im Karltheater für seine hannöverischen Gäste geben läßt, ganz in den hannöverischen Landesfarben — gelb und weiß erscheinen wird, — das wird den Leuten große Freude machen —"

„Fräulein Gallmeier ist eine ausgezeichnete Person, die für mich eine große sympathische Anziehungskraft hat," — sagte der Regierungsrath, — „ich bin ihr platonischer Verehrer."

Der Prinz lachte herzlich.

„Die Herrschaften werden aufbrechen," sprach er dann, als eine Bewegung in der Menge nach der Thür

hin bemerkbar wurde, — „wie wäre es, wenn wir zu Sacher gingen und nach der Anstrengung des Abends in stiller Ruhe einige Dutzend Austern schlürften?"

„Und so in würdiger Weise den Morgen erwarteten," — sagte Herr Meding lachend. — „Sie wissen, Prinz, daß ich zu einem solchen Vorschlag niemals Nein sage, — sehen Sie, da kommt der kleine George Platen, — den müssen wir mitnehmen, — die Herrschaften gehen fort, — also — brechen wir ebenfalls auf."

Beide verließen mit dem Grafen Platen, der sich ihnen bereitwilligst anschloß, den Kursaal, stiegen in einen der draußen haltenden Fiaker und fuhren in schnellem Trabe nach dem eleganten Lokal des Sacher'schen Restaurants dem neuen Opernhause gegenüber.

Viertes Kapitel.

Am Morgen nach den Festlichkeiten im Stadtpark hielt ein kleiner sogenannter Comfortable, dieses Gefährte zweiter Klasse unter den öffentlichen Kommunikationsmitteln Wiens, vor einem Hause in der Hauptstraße von Hietzing, welches, hinter großen Bäumen zurücktretend, nach Außen hin fast ganz versteckt im Garten balag.

Ein nicht großer, sehr einfach gekleideter Mann in den fünfziger Jahren stieg aus.

Er trug in seinen etwas welken Zügen die Spuren der Sorgen und geistigen Arbeit, — die dünnen Lippen waren zwar geschlossen, aber zeigten doch durch ein unwillkürlich zuckendes Muskel- und Nervenspiel, daß sie sich wohl möchten öffnen können zu lebendig geistvoller Beredsamkeit. Die klaren grauen Augen blickten voll Intelligenz und Schärfe, wenn auch etwas ermüdet, unter dem Rande des kleinen runden Hutes hervor, der das ergraute dünne Haar bedeckte.

Mit kleinen, etwas unsicher schwächlichen Schritten ging dieser Mann durch den Vorgarten und stieg eine Treppe im Hause hinauf zu der Wohnung des Doktor Elster, des Finanzbeamten der königlichen Hofverwaltung.

Auf den Ton der Glocke, welche er zog, erschien Herr Elster selbst, begrüßte den Angekommenen herzlich und führte ihn in sein Zimmer, in welchem sich bereits der Regierungsrath Meding befand, in einen Fauteuil zurückgelehnt und die wiener Morgenjournale durchblätternd.

Der Regierungsrath erhob sich und trat dem Angekommenen in artigster Höflichkeit entgegen.

„Herr Trabert," sagte der Doktor Elster, den Fremden vorstellend, „der gern die Freundlichkeit gehabt hat, zu einer Unterredung mit Ihnen herauszukommen."

„Ich freue mich," sagte der Regierungsrath Meding, „einen Mann kennen zu lernen, dessen bisherige politische Thätigkeit ihn auf eine, meinen politischen Ueberzeugungen und Pflichten entgegenstehende Seite gestellt hat, dessen Charakter und Gesinnung mir jedoch stets die höchste Achtung eingeflößt hat."

Die Herren setzten sich.

Herr Trabert blickte scharf beobachtend mit einer gewissen Zurückhaltung aus seinen klaren Augen herüber.

„Die Achtung vor den Ueberzeugungen politischer Gegner ist stets einer meiner ersten Grundsätze gewesen,"

sagte er dann. — „Leider ist man auf Ihrer, und — ich muß es einräumen — oft auch auf unserer Seite von diesem Grundsatz abgewichen."

„Der politische Kampf bringt eben Erbitterungen mit sich," erwiederte Herr Meding, „welche tief beklagenswerth sind und der Ermittlung der objektiven Wahrheit großen Schaden thun. Da wir Beide," fuhr er in verbindlichem Ton fort, „von solchen Vorurtheilen frei sind, so werden wir uns um so leichter verständigen können."

„Wir haben einen gemeinsamen Gegner," sagte Herr Trabert, indem seine Züge sich in geistiger Bewegung belebten, „ich vertrete das Recht des Volkes, die demokratischen Forderungen der Zeit — Sie das legitime Fürstenrecht. Beide sind durch die Ereignisse des Jahres 1866 schwer verletzt. Selbstständige Staatsbildungen sind ohne Achtung vor dem autonomischen Selbstbestimmungsrecht des Volkes zerstört, und legitime Throne sind umgestoßen. Wäre dieß geschehen im Namen der Freiheit für das Volk und durch das Volk, ich würde, wie ich Ihnen aufrichtig gestehe, nichts dagegen zu erinnern finden, jetzt aber ist es geschehen zu Gunsten einer andern Macht, welche an wahrer Freiheit dem Volke eher weniger als mehr bietet im Vergleich mit den gestürzten Regierungen — ein straffer Militarismus hält jede freie

Bewegung nieder, und was das Traurigste ist, Deutschland bleibt gespalten.

„Wir," fuhr er fort, „das heißt die wahre und aufrichtige Demokratie, welche der Macht und dem Erfolge keinen nationalliberalen Weihrauch zu streuen gesonnen ist, müssen daher daran arbeiten, daß das Werk eines plötzlichen und überraschenden Militärerfolges wieder zerstört, Deutschland zu einer einigen und freien nationalen Organisation geführt werde. Sie Ihrerseits haben dasselbe Interesse, das Werk des Militarismus zu zerstören und Ihren Fürsten wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. Unsere Wege gehen also eine Zeitlang zusammen im Kampf gegen den gemeinschaftlichen, für den Augenblick übermächtigen Gegner, — wir gebieten Beide. über eine nicht unbedeutende Summe intelligenter Kräfte — wir unsererseits greifen hinab in die Tiefen des Volkes — Sie haben die Verbindungen mit den Kabinetten und die größeren materiellen Mittel — wenn wir unsere Kräfte und unsere Arbeit vereinigen, so potenziren sich die Aussichten auf den siegreichen Erfolg. Hierin sehe ich die Grundlage einer Verständigung, eines gemeinschaftlichen Handelns, eines Bündnisses gegen den gemeinschaftlichen Gegner."

Der Regierungsrath Meding hatte mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten zugehört, welche der Mär-

tyrer des hessischen Verfassungskampfes mit leisem, aber eindringlichem Ton gesprochen.

„Ich stimme vollkommen mit Ihrem Ideengange überein," sagte er, „und erkenne den Standpunkt gemeinschaftlichen Kampfes gegen den gemeinschaftlichen Gegner in allem Maße an, nur möchte ich mir erlauben, einen bedeutenden Schritt weiter zu gehen, denn Ihre Auffassung der Sachlage erscheint mir — ich bitte um Verzeihung — ein wenig zu eng und zu kalt.

„Führt uns," fuhr er fort, „bloß die Abwehr des gemeinsamen Feindes zusammen, so hat unsere Verbindung nur eine negative Basis und eine solche ist schwach und gebrechlich. Wir würden uns vereinigen, um einen gemeinsamen Feind zu stürzen, mit dem Hintergedanken, uns dann wieder als erbitterte Gegner untereinander zu bekämpfen. Ich traue einem solchen Bündnisse, welchem vor Allem der stärkste Kitt, das gegenseitige Vertrauen fehlt, keine große Kraft zu, namentlich einer so gewaltigen kompakt geschlossenen Macht gegenüber, wie diejenige unserer Gegner es ist.

„Außerdem aber," sprach er weiter, indem der Ton seiner Stimme eine wärmere Nüance annahm, „muß ich Ihnen aufrichtig bekennen, daß ein Bündniß auf solcher Grundlage in diesem Falle meinem Gefühl widerstrebt. Ein Bündniß mit dem Hintergedanken späterer

Kämpfe mag abgeschlossen werden zur Erreichung eines unmittelbaren Zweckes zwischen zwei Kabinetten, welche sich in eifersüchtiger Rivalität gegenüber stehen; wo aber das Fürstenrecht mit dem Recht des Volkes sich verbinden will, diese beiden Rechte, welche ja in Deutschland, Gott sei Dank, eine und dieselbe Wurzel haben, da sollte kein Hintergedanke bestehen und die Basis des Bündnisses keine Negation sein. Wenigstens sollten wir versuchen, diejenigen Gesichtspunkte zu finden, unter denen die monarchische Legitimität und die wahre Demokratie auch nach der Ueberwindung ihrer gegenwärtigen Gegner in positiver und fruchtbarer Verbindung bleiben können zum Heil des öffentlichen Volkslebens."

Herr Trabert zuckte unwillkürlich mit der Achsel, ein leichtes Lächeln spielte um seine Lippen — indessen verneigte er sich artig, durch seinen Blick und den Ausdruck seiner Züge andeutend, daß er zu hören bereit sei.

„Ich finde," fuhr der Regierungsrath Meding fort, „das Recht der legitimen Monarchie mit den Rechten des Volkes und den Forderungen einer aufrichtigen und vernünftigen Demokratie durchaus nicht unvereinbar, im Gegentheil scheinen mir beide durch eine ehrliche Verbindung an Kraft zu gewinnen. — Das monarchische Recht, wenn es sich von den Forderungen der Zeit abschließt und den Fortschritt der Volksentwicklung ignorirt, führt

zur Stagnation, zur Erstarrung und damit zur Vernichtung alles gesunden öffentlichen Lebens. — Die demokratische Bewegung aber, wenn sie, vom monarchischen Boden getrennt, vorwärts geht, muß zu republikanischen Zielen führen. Glauben Sie," fuhr er fort, „daß solche Ziele ohne gewaltige Erschütterungen erreichbar sind, Erschütterungen, bei denen, wie die Geschichte aller Revolutionen zeigt, oft mehr von wahrer Freiheit verloren geht, als unter absoluter Regierung? Glauben Sie, daß überhaupt eine Republik in Deutschland möglich sei? Und vor Allem fürchten Sie nicht, daß einer gewaltsam hergestellten Republik, den Lehren der Geschichte gemäß, die Militärdiktatur folgen müsse? Liegt in einer solchen Perspektive, deren Berechtigung Sie gewiß nicht bestreiten werden, nicht eine größere Gefahr für die demokratische Freiheit des Volkes, als in der verfassungsmäßigen Entwicklung der monarchischen Staatszustände?

„Ich bin," fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, während Herr Trabert mit nachdenklich niedergeschlagenem Blick die Finger seiner kleinen Hände gegen einander schlug, — „ich bin gewiß kein Gegner der republikanischen Staatsformen an sich; würden wir heute darüber zu debattiren haben, welche Staatsform einer neu zu bildenden menschlichen Gesellschaft zu geben sei

— ich würde mich vielleicht für die Republik entscheiden. Für mich aber ist diese Frage nicht offen, für mich ist die Monarchie etwas Gegebenes, zu Recht Bestehendes, von der Geschichte der Jahrhunderte Ueberkommenes, ein Recht und eine Form, zu der ich nach Ueberzeugung und Pflicht zu stehen habe. Wenn ich nun die Berechtigung der Demokratie und des Fortschritts im Völkerleben in hohem Grade anerkenne, wenn ich überzeugt bin, daß nur die wahre Demokratie befruchtend auf das Wesen der Geister einwirken könne, so muß ich doch wünschen und dafür streben, daß die Blüten und Früchte der demokratischen Freiheit auf dem alten Rechtsboden der Monarchie erzogen werden, weil sie dort allein die Sicherheit dauernden Bestandes finden können, und in dieser Auffassung liegt für mich die Grundlage zu einem Bündniß zwischen der Legitimität und der Demokratie, auch über die Grenzen des Kampfes gegen den gemeinschaftlichen Gegner hinaus, — zu einem Bündniß, dessen Wirkungen sich immer segensreicher für das öffentliche Leben der Völker gestalten müssen. Es kommt nur darauf an, sich über Dasjenige zu verständigen, was Sie zur demokratischen Entwicklung der Freiheit für nothwendig halten; ich bin überzeugt, daß bei ruhiger Erörterung das Alles vom Standpunkt der legitimen Monarchie aus unbedenklich zugestanden werden kann."

Herr Trabert schlug langsam den Blick empor.

„Ich habe," sagte er, „durch meine ganze politische Thätigkeit gezeigt, daß ich gewiß kein prinzipieller Gegner der Monarchie bin. In den politischen Kämpfen meines Vaterlandes habe ich fortwährend dahin gestrebt, auf dem Boden einer freien Verfassung in der Monarchie dem Volke die Theilnahme, die berechtigte volle Theilnahme am öffentlichen Leben und an der Leitung seiner eigenen Angelegenheiten zu sichern, und ich verkenne die Gefahren nicht, welche eine republikanische Entwicklung der demokratischen Bewegung für die wahre Freiheit in sich schließt.

„Allein," fuhr er fort, indem er seinen Blick scharf und forschend auf dem Regierungsrath Meding ruhen ließ, „sind es nicht die Fürsten, welche jede Entwicklung des öffentlichen Lebens in der Art, wie Sie sie selbst soeben als wünschenswerth geschildert haben, unmöglich machen? Haben nicht die Fürsten," sprach er in erregterem Tone, „stets auch dem kleinsten und bescheidensten Fortschritt sich entgegengestellt, haben sie nicht jede Zugeständnisse an die Rechte des Volkes sich erst durch lange und schwere Kämpfe abtrotzen lassen? Haben sie nicht die Führer in solchen Kämpfen als Hoch- und Landesverräther verfolgt, und so ihre Gefängnisse mit den besten Männern ihres Volkes angefüllt? Kann die Demokratie nach solcher Erfahrung an ein ernstes Bündniß mit der

fürstlichen Legitimität glauben? Ich möchte fast meinen: nicht das Prinzip der Monarchie ist mit der Demokratie unvereinbar, sondern die Personen der Fürsten, welche von ihrer unnahbaren Höhe nicht herabsteigen wollen, welche dem Volk die Hand nicht reichen wollen, welche sich auf diese Weise selbst zu Feinden des Volkes machen, das gezwungen wird, zur Erreichung seiner edelsten Ziele über sie hinzuschreiten."

„Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem, was Sie sagen," erwiederte der Regierungsrath Meding ernst, „und wäre diese Wahrheit früher erkannt worden, es stände wahrlich besser um das öffentliche Leben. Allein," fuhr er fort, „seien Sie gerecht — sind es nur die Fürsten gewesen, welche sich dem Volke feindlich gegenüberstellten? Haben nicht die Führer der Freiheitsbewegung im Volk fast immer und überall die Personen der Fürsten von vornherein als die Feinde des Volkes dargestellt, ohne auch nur den Versuch zu machen, die Wahrheit anders als in der Form gehässiger Angriffe durch die Presse und von der Tribüne an den Thron zu bringen? Günstiger als jetzt kann die Gelegenheit nie sein, um ein positives vertrauensvolles Bündniß zwischen Fürstenrechten und Volksrechten zu schließen, die durch äußere Kriegsgewalt entthronten Fürsten haben Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, welch' eine tiefe

Treue und Pietät auch für ihre Rechte im Volke lebt. Auch bei Ihnen in Hessen, wo man nach den früheren öffentlichen Stimmen kaum an eine persönliche Anhänglichkeit für den Kurfürsten hätte glauben sollen, zeigt sich jetzt sehr erkennbar, wie tief doch noch das Bewußtsein für das dynastische Recht im Volke wurzelt."

Herr Trabert nickte mehrmals mit dem Kopfe.

„Ja, ja," sprach er, „es regt sich allerseits in Hessen, und ich selbst," fügte er hinzu, „muß aufrichtig gestehen, der äußeren Gewalt gegenüber fühle ich mich versucht, den Kurfürsten, der mich hat verfolgen und einkerkern lassen, zu vertheidigen. Es ist das," sagte er lächelnd, „wie ein Streit zwischen uneinigen Eheleuten — sie schlagen sich wohl, aber wenn ein Dritter dazwischen kommt, so werden sie schnell gegen ihn wieder einig."

Herr Meding lachte.

„Sie sprechen jetzt selbst für meine Auffassung. Wenn aber jetzt," fuhr er ernst fort, „die Fürsten zu klarerer und besserer Einsicht über ihre Stellung dem Volke gegenüber kommen, sollte es denn da so schwer sein, die Grundlage zu einem ernsten und festen Bündniß zu vereinbaren? — Was," sagte er, „ist die wesentlichste Bedingung für die Sicherheit eines wirklich demokratischen Fortschritts im öffentlichen Leben? Meiner

Auffassung nach nicht dieses oder jenes Gesetz, nicht dieser oder jener Paragraph der Verfassung, sondern vielmehr die Garantie dafür, daß das ganze Volk in allen seinen Elementen einen ungeschmälerten, vollen und maßgebenden Antheil am öffentlichen Leben erhalte. Diese Garantie ist in dem allgemeinen Wahlrecht ohne alle Einschränkung und in der Berechtigung der Volksvertretung zur Initiative auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens enthalten."

Herr Trabert nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Ich glaube," fuhr der Regierungsrath Meding fort, „daß, wenn diese beiden Prinzipien ohne Rückhalt in das Staatsleben eingeführt werden, daß dann der Fortschritt im Sinne der wahren und idealen Demokratie gesichert ist."

„Wir können weiter Nichts verlangen," sagte Trabert ruhig, — „alles Uebrige, die Anwendung der freiheitlichen Grundsätze auf die einzelnen Zustände und die besonderen Fälle bleibt dann der eigenen Arbeit des Volkes überlassen, — hat es nur das volle und ungeschmälerte Recht der Mitwirkung, dann wird es bald in langsamerem, bald in schnellerem Vorgehen sich den stetigen Fortschritt zu sichern wissen."

„Da sind wir also schon ganz einig," sagte Herr Meding lächelnd, — „einig in den Prinzipien und haben

gar nicht nöthig, uns noch über Detailfragen und besondere Punkte zu unterhalten, die sich dann von selbst ergeben."

„Wir sind einig," erwiederte Herr Trabert mit Betonung; — „ich zwar kann versichern, daß hinter mir die ehrliche Demokratie steht, und mich nicht desavouiren wird, — aber die Fürsten? — würden sie jenen Grundsätzen beistimmen, — würden sie, wenn ein gemeinschaftlicher Kampf uns zum Siege führte und ihnen die Herrschaft wiedergäbe, -- würden sie dann dem Volke die ungeschmälerte und volle Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zugestehen? Antworten Sie mir aufrichtig ohne diplomatische Umschweife!"

„Ich sage Ihnen als ehrlicher Mann," erwiederte Herr Meding, — „ich glaube es von meinem Könige, — gibt er sein Wort, so wird er es halten, und wie ich seine Gesinnungen und Anschauungen kenne, ist er überzeugt von der Richtigkeit der Grundsätze, welche Sie selbst soeben als die Grundfundamente alles freiheitlichen und volksthümlichen Fortschritts bezeichnet haben."

Herr Trabert schwieg längere Zeit.

Gespannt blickte der Regierungsrath Meding in sein ernstes Gesicht.

„Zwischen zwei Parteien," sagte der hessische Volksmann endlich, — „welche so lange in scharfer und oft erbitterter Gegnerschaft einander gegenüber gestanden haben, kann das Vertrauen, — das volle und ganze Vertrauen nicht mit einem Augenblick kommen."

Der Regierungsrath neigte den Kopf.

„Doch erkenne ich an," fuhr Herr Trabert fort, „daß unser Gespräch die Elemente zur Herstellung eines solchen Vertrauens und zu einem nützlichen und fruchtbaren Zusammenwirken bietet. Gern bin ich bereit, mit meinen Freunden in dem hier erörterten Sinne zu wirken."

Er reichte dem Regierungsrath Meding die Hand. Dieser ergriff sie und sprach:

„Möge unsere Verständigung für die Zukunft der Fürsten und des Volkes segensreich werden."

„Würden Sie nicht, Herr Regierungsrath," sprach Herr Doktor Elster, „wünschen, auch einige andere Herren von der Volkspartei kennen zu lernen? Freese wird hieher kommen — Struve ist hier —"

„Struve?" rief der Regierungsrath erstaunt, „der alte Struve von 49, von dem man einst sang:

‚Hecker, Struvé, Zitz und Blum,
Kommt und bringt die Preußen um!'"

„Derselbe," sagte Doktor Elster, „er hat noch seine

alte Feindschaft bewahrt, — er war hier, hat uns jedoch eigentlich weniger von der Politik als von der Phrenologie unterhalten, und besonders sehr aufmerksam den Kopf des Doktor Onno Klopp untersucht —"

„Und was hat er gefunden? fragte der Regierungsrath leichthin.

„Ungeheuer viel Knechtssinn," erwiederte Doktor Elster.

Der Regierungsrath Meding lachte.

„Es würde mir allerdings sehr interessant sein, mich mit Herrn Struve über die Phrenologie zu unterhalten," sagte er dann, „da ich diese Wissenschaft ebenfalls mit ganz besonderer Vorliebe traktirte, indeß in Betreff der politischen Fragen können Verhandlungen mit verschiedenen Personen nur zersplitternd wirken — ich glaube, nachdem ich mich mit Herrn Trabert verständigt habe, wird es vollkommen genügen, wenn er die Verbindung mit seinen politischen Freunden aufrecht erhält. — Ich würde persönlich diese Verbindung ja doch nicht fortsetzen können, da ich schleunig nach Paris zurückkehren muß — mit August Röckel habe ich ausführlich gesprochen und hoffe ihn demnächst bei mir zu sehen. Ist einmal die Verständigung erzielt, so wird ja hier das Zusammenwirken immer enger und fester werden, ich werde mir später erlauben, Herrn Trabert

ein Memoire über die Art und Weise einer praktischen Thätigkeit zur Verwerthung unserer Verständigung im Falle großer Katastrophen zugehen zu lassen."

Herr Trabert verneigte sich.

„Ihre Aufgabe, mein lieber Doktor, ist es jetzt," fuhr der Regierungsrath fort, „die Beziehungen der Herren mit dem Hofe zu unterhalten und Mißverständnisse zu vermeiden."

„Sie können sich vollständig auf mich verlassen," erwiederte der Doktor Elster, die Hand breit auf die Brust legend und die Augen aufwärts richtend. „Ich werde mit meinen geringen Kräften dahin wirken, daß hier immer nach Ihren Ideen gehandelt wird, und daß die großartigen Auffassungen unseres Allergnädigsten Königs nicht durch kleine Nebenrücksichten, die ihn umgeben, wieder vernichtet werden!"

„Und halten Sie mich au fait über Alles, was hier in dieser Beziehung geschieht," sagte der Regierungsrath; — „nun," fuhr er fort, sich zu Herrn Trabert wendend, „danke ich Ihnen nochmals für Ihr Entgegenkommen und für das Vertrauen, welches Sie zunächst mir wenigstens persönlich bewiesen haben. Hoffen wir, daß dieß Vertrauen sich auch auf die Sache, die wir vertreten, ausdehne und dieselbe zum Siege führe."

Mit herzlichem Händedruck verabschiedete er sich von

Herrn Trabert, verließ das Haus und begab sich nach der Villa Braunschweig, wo er sich durch den in dem chinesischen Salon wartenden Kammerdiener bei dem Könige melden ließ.

Er wurde unmittelbar darauf in das kleine schottische Kabinet, mit Hochlandswaffen, Oelbildern aus Walter Scott's Romanen dekorirt, eingeführt.

„Was bringen Sie Gutes, mein lieber Meding?" rief ihm Georg V. entgegen, welcher noch im österreichischen Militärmantel, seinem gewöhnlichen Morgenkostüm, vor seinem Tische saß, der mit einer aus rother Seide und Gold gewirkten Decke belegt war.

„Ich möchte mich von Eurer Majestät verabschieden," sagte der Regierungsrath Meding, indem er auf einen Wink Seiner Majestät dem Könige gegenüber Platz nahm, „da ich nothwendig nach Paris zurückkehren muß, um die Verhältnisse der Emigration in Ordnung zu bringen."

„Ich sehe das vollkommen ein, daß Sie dorthin zurückkehren müssen," sagte der König, „indeß bedaure ich lebhaft, daß ich Sie nicht theilen kann, ich möchte Sie hier und dort zugleich haben."

„Euer Majestät sind zu gnädig," erwiederte der Regierungsrath, „so oft Allerhöchstdieselben befehlen, bin ich ja augenblicklich hier, — ich möchte aber," fuhr er

fort, „Allerhöchstihnen noch über eine Unterredung berichten, welche ich soeben mit Herrn Trabert hatte."

„Haben Sie sich mit ihm verständigt?" rief Georg V. lebhaft.

„So gut als dieß bei einer ersten Unterredung möglich war," erwiederte der Regierungsrath, „es wird nun die Aufgabe der hiesigen Organe Eurer Majestät sein, die angebahnten Verbindungen weiter zu führen — ich habe Herrn Trabert gesagt —"

„Warten Sie einen Augenblick!" rief der König, die goldene Glocke bewegend, welche hier auf seinem Schreibtische stand, wie in seinem Kabinet zu Herrenhausen und im Hauptquartier zu Langensalza.

„Eine Cigarre!" rief er dem eintretenden Kammerdiener zu.

Dieser brachte in wenigen Augenblicken eine angebrannte Cigarre in einer langen hölzernen Spitze.

„Rufen Sie den Kronprinzen!" befahl der König, indem er einige lange Züge that.

„Es war ein schönes Fest gestern, nicht wahr?" sprach er dann zum Regierungsrath Meding gewendet, „es hat mich tief ergriffen, alle diese treuen Hannoveraner um mich zu wissen, die im Unglück so innig an ihrem Königshause festhalten.

„Ich habe bei meinem Toast," fuhr er dann lachend

fort, „ziemlich deutlich gesprochen, das wird in der Staatskanzlei wieder etwas Angst und Unruhe verursachen!“

„Euer Majestät waren in Ihrem Hause,“ sagte der Regierungsrath Meding, „denn Sie hatten den Kursaal des Stadtparkes gemiethet und befanden sich unter eingeladenen Gästen. Sie hatten also vollkommen das Recht, zu sagen, was Sie wollten.“

„Gewiß, gewiß,“ rief der König, „und ich werde auch in diesem Sinne jede Bemerkung beantworten lassen, die Herr von Beust etwa machen könnte. Graf Platen wird freilich etwas Zuckungen bekommen,“ fügte er hinzu, sich lebhaft die Hände reibend.

„Es ist in der That recht sehr zu bedauern,“ erwiederte der Regierungsrath, „daß der Graf bei so viel Geschmeidigkeit in der Auffassung und bei so viel wirklich guten Herzenseigenschaften nicht ein wenig mehr Festigkeit in seinem Charakter hat.“

„Ja, ja,“ sprach der König nach ernstem Nachdenken, „das ist sehr traurig, aber doch ist es kaum möglich, ihn zu ersetzen.“

„Daran dürfen Eure Majestät, glaube ich nach meiner unterthänigsten Auffassung, gar nicht denken,“ rief der Regierungsrath Meding lebhaft, „Graf Platen ist mit Allerhöchstihnen in das Exil gegangen, ihn zu

entlassen, würde Euer Majestät dem gerechten Vorwurf der Undankbarkeit aussetzen."

Der König neigte mehrmals nachdenklich das Haupt.

„Seine Königliche Hoheit der Kronprinz," meldete der Kammerdiener, den Thürflügel öffnend, und der Prinz Ernst August in dem Interimsrock der hannöverischen Gardehusarenuniform trat in das Kabinet. Er rauchte eine kurze Pfeife mit braunem Meerschaumkopf.

Der Prinz ging auf seinen Vater zu und küßte ihm die Hand.

Der König drückte die Lippen auf die Stirn seines Sohnes.

„Darf ich rauchen, Papa?" fragte der Prinz.

„Gewiß," erwiederte der König — dann aber plötzlich die Nase rümpfend, rief er:

„Was um Gottes willen rauchst Du für schlechten Tabak, das ist ja ein entsetzlicher Geruch!"

„Ich finde ihn sehr gut und er ist sehr wohlfeil," erwiederte der Prinz ein wenig befremdet.

Der König bewegte lebhaft die Glocke.

„Mahlmann," rief er dem eintretenden Kammerdiener zu, „geben Sie dem Kronprinzen eine von meinen Cigarren, und tragen Sie seine Pfeife hinaus!"

Nachdem der Befehl befolgt war, wendete sich

Georg V. zum Regierungsrath Meding und forderte denselben auf, über seine Unterredung mit Herrn Trabert zu berichten.

Der Regierungsrath erzählte genau, was er mit dem hessischen Volksmann gesprochen hatte.

„Sie haben ganz und gar in meinem Sinne gesprochen," rief Georg V., als der Vortrag geendet. „Ich erkenne vollkommen die Wichtigkeit einer Verbindung mit den wahren Vertretern des Volkes an, des Volkes, das ja in diesem Augenblick die einzige Stütze meiner gekränkten Rechte ist."

„Sie werden uns nur schließlich betrügen," sagte der Kronprinz, ein wenig mit der Zunge anstoßend, „man muß doch mit diesen Leuten sehr vorsichtig sein — es ist ihnen nicht zu trauen."

„Ich höre aus den Worten Eurer Königlichen Hoheit die Besorgniß des Grafen Platen wiederklingen," erwiederte der Regierungsrath, „ich meinerseits habe sehr hohe Achtung vor diesen Vertretern der Volksrechte, und halte sie für durchaus ehrliche Leute, mit denen man freilich auch wieder ehrliches Spiel spielen muß.

„Würde es aber," fuhr er mit leichtem Lächeln fort, „bei einer Verbindung mit der Demokratie jemals dahin kommen, daß es sich um gegenseitige Ueberlistung später handeln sollte, so bin ich in der That durchaus nicht

geneigt, mich so ohne Weiteres von vornherein für den dümmeren Theil zu halten und bestimmt anzunehmen, daß ich der Betrogene sein müsse."

Der König lachte.

„Staatsminister Graf Platen," meldete der Kammerdiener, und auf den Wink des Königs erschien der Minister im Kabinet.

„Ich habe Eurer Majestät wichtige und leider nicht erfreuliche Nachrichten mitzutheilen," sagte er mit tiefer Verneigung, den König und den Kronprinzen begrüßend.

„Nun," fragte der König, die Stirn runzelnd, „setzen Sie sich und erzählen Sie — ich bin die unangenehmen Nachrichten gewohnt," fügte er seufzend hinzu.

„Euer Majestät erinnern sich," sagte Graf Platen, einige Papiere aus seiner Tasche hervorziehend, „daß vor Kurzem die zur Erhaltung der Legion nothwendigen Summen an den Hauptmann von Hartwig gesendet wurden. Das Telegramm, welches ihn davon in Kenntniß setzte, ist auf eine unerklärliche Weise in die Hände der preußischen Regierung gekommen, und bereits spricht man in Berlin laut von einer Beschlagnahme des welfischen Vermögens. Ich glaube zwar nicht, daß man

es wagen wird, mit einer solchen Maßregel vorzugehen —"

„Ich bin überzeugt, daß dieß geschehen wird," sagte der Regierungsrath Meding, „und ich möchte doch dringend rathen, daß alle die Vermögensobjekte, welche sich noch in Hannover in den Händen des Herrn von Malortie befinden, schleunigst hierher beordert werden, damit sie bei der wohl in Kurzem zu erwartenden Beschlagnahme nicht so gar bequem zur Hand liegen."

„Dasselbe, Majestät," sagte Graf Platen mit dem Ausdruck einer gewissen Verlegenheit, „befürwortet auf das Dringendste der geheime Finanzrath von Klenk, indem er darauf aufmerksam macht, wie wichtig für den Fall einer Beschlagnahme die noch in Hannover befindlichen Werthpapiere im Betrag von fast einer Million werden können. Ich kann indeß," fuhr er achselzuckend fort, „die Besorgnisse der Herren nicht vollständig theilen, man wird gewiß nicht so schnell mit der Beschlagnahme vorgehen und Herr von Malortie würde sehr böse sein, wenn man jene Werthe schnell und plötzlich seiner Verwaltung entziehen und hierher kommen lassen wollte —"

„Ich kann in der That nicht begreifen," rief der Regierungsrath Meding lebhaft, „daß wegen eines bösen

Blicks des Herrn von Malortie Seine Majestät der Gefahr ausgesetzt werden soll, fast eine Million zu verlieren, denn ich bin, wie ich wiederholen muß, fest überzeugt, daß, nachdem jene Depesche an die Legion bekannt geworden ist, die Beschlagnahme des Vermögens erfolgen und zwar sehr schnell erfolgen wird."

„Man könnte," sagte Graf Platen, „Herrn von Malortie —"

„Schreiben Sie ihm auf der Stelle," rief der König in bestimmtem Ton, indem er einen scharfen Athemzug durch die Zähne herausstieß, — „oder besser, schicken Sie ihm sofort eine vertraute Person mit dem Befehl, augenblicklich alle Werthpapiere, welche sich in seinen Händen befinden, hierher zu senden!"

„Zu Befehl, Majestät," sagte Graf Platen, sich zusammenbiegend, — „Eure Majestät werden aber doch gewiß wollen, daß Herrn von Malortie so schonend als möglich geschrieben werde —"

„Gewiß, gewiß," rief der König mit einem leichten Anflug von Ungeduld in der Stimme, „obgleich ich nicht recht einsehe, welche Schonung nöthig sein soll, wenn ich meinem Diener gegenüber über mein Vermögen disponire!"

„Dürfte ich Eure Majestät bei dieser Gelegenheit nochmals daran erinnern," sagte der Regierungsrath

Meding, „wie dringend nothwendig es ist, daß in dem Verkehr mit der Emigration in Frankreich die äußerste Vorsicht beobachtet werde. Das Bekanntwerden der unglücklichen Depesche beweist, wie begründet meine Warnung war, — und wenn die Folgen davon überhaupt noch vermieden oder hinausgeschoben werden können, so ist das nur möglich, wenn von jetzt an wenigstens Alles vermieden wird, was der Emigration den Charakter eines militärischen Korps geben kann. — Diese neueste Nachricht, Majestät," fuhr er fort, „macht es übrigens für mich nothwendig, meine Abreise keinen Augenblick aufzuschieben — ich bitte Eure Majestät, mich allerunterthänigst beurlauben zu dürfen, — ich möchte noch heute nach Mittag die Rückreise nach Paris antreten."

„Sie haben Recht, — Sie haben ganz Recht," rief der König aufstehend — „Sie sind dort nöthiger als hier, — Gott segne Sie und geben Sie mir bald günstige Nachrichten von meinen armen Emigranten. — Bald werde ich Sie hoffentlich wieder hier sehen, — ich hoffe, Sie werden uns in Gmunden besuchen, wo wir den Sommer zubringen wollen, — die Bergluft wird Ihnen ebenfalls gut thun — also auf Wiedersehen, auf baldiges Wiedersehen!"

Er reichte dem Regierungsrath die Hand, die dieser an die Lippen führte.

Darauf verließ er mit dem Grafen Platen das Kabinet, während der König sich von dem Kronprinzen in sein Schlafzimmer führen ließ, um sich für den Empfang der einzelnen hannöverischen Festdeputationen ankleiden zu lassen.

Fünftes Kapitel.

Es ist ein eigenthümliches Land, die alte Provinz Ostpreußen, welche sich an der nördlichsten Grenze von Deutschland dem Strande der Ostsee entlang ausdehnt. Reichbewaldete Bergrücken durchziehen den inneren Theil des Landes und umschließen wunderbar romantisch gelegene Binnenseen. Weiter nach dem Strande der See zu fällt das Land flacher ab in reichen Fruchtfeldern und üppigen Wiesen, die entweder nach der See hin in wellenförmige, seegrasbewachsene Dünen auslaufen oder auch, zu hohen wiederum waldgekrönten Ufern aufsteigend, in jähem weißsandigen Abhang zu dem schmalen Meeresstrande abfallen.

Die Bevölkerung dieses entlegenen Landes ist im Allgemeinen urdeutsch, abstammend von den Kolonieen, welche der deutsche Orden einst hierherzog, um die in blutigen Kriegen fast gänzlich ausgerotteten Ureinwohner zu ersetzen. Die Erinnerung an die Ordensherrschaft

lebt im Lande fort in tausend Gestalten. Alle größeren Städte lehnen sich an alte Burgen des deutschen Ordens, welche in ihrem massiv gothischen Bau der Verwüstung der Zeit siegreich getrotzt haben und in unveränderter Schönheit heute noch eben so stolz in das Land blicken, wie zu den glänzenden Zeiten Siegfried's von Feuchtwangen und Winrich's von Kniprode, wenn sie auch heute nicht mehr die Komthureien der deutschen Herren enthalten, sondern zu Kreisgerichten und anderen Behörden benützt werden.

In den kleineren oder größeren Städten, welche sich am Fuße der Burghügel ausdehnen, findet man die Marktplätze und Rathhäuser in mehr oder weniger einfacher Miniaturnachahmung nach dem Modell des St. Markusplatzes in Venedig erbaut, von wo der Orden einst nach Preußen kam. Häuser mit Laubengängen fassen die viereckigen Marktplätze ein und erst in der neuesten Zeit fangen die eigenthümlichen Spitzbögen dieser Gänge bei Neubauten allmälig an zu verschwinden. Wie im Aeußeren in den Burgen und Städten die Erinnerung an die vergangene Zeit der Ordensherrschaft in das heutige Leben hereinragt, so lebt sie auch fort in den romantischen und von Generation zu Generation sich vererbenden Volkssagen, sowie in den städtischen und ländlichen Gemeindeeinrichtungen, in welchen sich die vor-

trefflichen Gesetze und Verwaltungsgrundsätze der geistlichen Ordensregierung bis auf unsere Tage erhalten haben. Unter der vollkommen deutschen Bevölkerung haben sich aber in einzelnen Gegenden, völlig abgeschlossen in ihren Dörfern und Gemeinden, Ueberreste jenes merkwürdigen alten Volksstammes der Letten erhalten, welche, hoch und schlank gewachsen, flachsblond und blauäugig, von eigenthümlich edler Schönheit der Gesichtszüge, einen ganz besonderen, nirgends sich wiederfindenden Volkstypus zeigen, und unter sich eine Sprache reden, gesangreich und voll Poesie, welche nach den sorgfältigen Forschungen der Gelehrten fast genau mit dem Sanskrit übereinstimmt. Die deutsche wie die vereinzelte lettische Bevölkerung behält unverändert ihre Eigenthümlichkeiten und Gebräuche. Denn da bis vor Kurzem die Provinz vom Eisenbahnverkehr abgeschlossen war, mithin der erschwerte Absatz der ländlichen Produkte und die fast unmögliche Konkurrenz mit andern Produktionsgebieten den Werth des ländlichen Grundbesitzes auf einer verhältnißmäßig sehr geringen Stufe erhielt, so haben sowohl die ritterschaftlichen wie die bäuerlichen Güter im Vergleich zu andern Ländern eine sehr bedeutende räumliche Ausdehnung, und die dünn gesäte Bevölkerung der einzelnen, meist noch durch weit ausgedehnte Forsten getrennten Ortschaften kommt wenig miteinander in Berührung, noch weniger

aber bringt in dieselbe ein fremdes Element aus jener Welt da draußen, von welcher man wohl hört und in den Zeitungen liest, in welche aber selten Jemand hinauskommt. Die großen ausgedehnten Güter der adeligen Familien des Landes, die meist von den mit dem letzten Hochmeister zum Protestantismus übergetretenen Ordensrittern abstammen, sind fast sämmtlich von ihren Besitzern bewohnt, und es findet zwischen denselben ein reger geselliger Verkehr statt. An den Sonntagen begegnet man auf den Straßen den eleganten meist vierspännigen Equipagen der Gutsherrschaften mit den schönen selbstgezogenen Pferden, einem hauptsächlichen Absatz- und zugleich Luxusartikel der dortigen Landwirthschaft. Im Winter vermittelt sich der Verkehr auf den kleinen, pfeilschnell über die gefrorenen Flüsse und Niederungen und die weiten Schneeflächen dahin schießenden Schlitten. Heiterer kann kaum ein geselliges Leben sein, als die sonntäglichen Zusammenkünfte auf den Schlössern der ostpreußischen Güter. Wenn unter diesen Verhältnissen eine nach dem Vermögen der Gutsbesitzer mehr oder weniger großartige, immer aber herzliche und das Beste, das man hat, darbietende Gastfreundschaft allgemein geübt wird, so liegt darin vielleicht ein wenig Egoismus. Man ist eben so sehr von der Welt abgeschlossen und auf den stets gleichen Menschenkreis angewiesen, daß man

die Abwechslung, welche ein Fremder in das tägliche Leben bringt, mit Freuden begrüßt und sich so lange als möglich zu erhalten sucht.

Einige Meilen von Königsberg, dieser Stadt der reinen Vernunft, welche in ihrer abgeschlossenen Sonderart die Eigenthümlichkeit der ganzen Provinz repräsentirt, liegt das große Rittergut Kallehnen mit seinen ausgedehnten Vorwerken und seinen weiten, vortrefflich bestandenen Forsten. Seit Jahrhunderten gehörte diese reiche Besitzung den Herren von Grabenow, die fast immer auf dem Gute gewohnt und in Folge dessen das alte Schloß zu einem mächtigen, weit ausgedehnten Bau erweitert hatten, welcher zwar keine architektonische Schönheit zeigte, aber überall vornehme Eleganz und behagliche Bequemlichkeit erblicken ließ. Der alte Park, welcher das Schloß von allen Seiten umgab und sich den Baulichkeiten geschmackvoll anschloß, trug viel zur Schönheit des Ganzen bei. Es war in der That kaum möglich, einen anmuthigeren und großartigeren Landsitz zu sehen, als diese alte Besitzung der alten Familie von Grabenow.

In dem großen Speisesaal des Schlosses, dessen bis zur Erde gehende Fenster auf einen weiten Altan sich öffneten, von welchem man die Aussicht über die Dünen und das Meer hatte, saß an einem schönen Märztage eine zahlreiche und heitere Gesellschaft bei dem Diner

versammelt, das man nach alter guter Sitte um ein Uhr zu sich nahm; die Tafel war reich mit Silbergeschirr besetzt, der Duft der Speisen und feinen Weine bewies, daß man hier in diesem fernen und abgelegenen Lande vollständig die Trüffeln von Perigord und die Reben von Bordeaux und der Champagne zu würdigen verstand, ohne darum den heimischen Rebensaft von den grünen Uferhügeln des Rheins zu vernachlässigen.

In der Mitte der Tafel saß der alte Herr von Grabenow, ein Herr hoch in den Fünfzigen mit fast weiß gewordenem, aber vollkommen dichtem, krausgelocktem Haar und kurz geschnittenem Schnurrbart. Seine feurigen, blitzenden grauen Augen, welche voll heiterer Lebenslust, aber auch mit einem Ausdruck von harter Strenge aus dem rothen Gesicht mit den vollen frischen Lippen hervorblickten, bewiesen, daß die eigentliche Schwäche des Alters an ihn noch nicht herangetreten war. Ihm gegenüber machte die Honneurs der Tafel seine Gemahlin, eine hohe schlanke Frau von fast gleichem Alter als ihr Mann, aber von merkwürdig konservirter Schönheit. Ihre weiße Haut hatte noch alle Frische der Jugend, ihr volles blondes Haar fing kaum an, sich mit leichtem Grau zu färben, und ihre fast hellblauen Augen blickten so klar, ruhig und stolz umher, daß man diesem Blicke ansah, die Dame habe kaum jemals in ihrem

Leben Kummer und Mißgeschick begegnet. Am unteren Ende des Tisches saß der einzige Sohn des Hauses, ein schlanker junger Mann, der in dem scharfen Schnitt seines Gesichts an den Vater erinnerte, aber von seiner Mutter den Schmelz der zarten Farben, das hellblonde Haar und die klaren blauen Augen empfangen hatte, doch lag in seinem Blick weder die ruhige, glückliche Sicherheit seiner Mutter, noch die feurige und lebhafte Strenge des Vaters. Sein Auge blickte wie träumerisch vor sich hin und verschleierte sich oft mit dem Hauch einer tiefen Melancholie, welche mit dem schmerzlich traurigen Ausdruck harmonirte, der zuweilen um seinen Mund spielte.

Herren und Damen aus den Familien der umliegenden Gutsbesitzer, welche dem Grabenow'schen Hause ihren Sonntagsbesuch gemacht, bildeten die übrige Gesellschaft. Neben dem jungen Herrn von Grabenow saß eine Dame von etwa achtzehn Jahren und von einer auffallenden und distinguirten Schönheit; ihre Gestalt war hoch, schön und kräftig, von jener vollendeten Eleganz der Formen, welche man in so vollkommener Reinheit bei den vornehmen Damen der nördlichen Länder findet. Ihr reiches kastanienbraunes Haar war rückwärts hinaufgekämmt und in kurze Locken frisirt, so daß die hohe, schön gewölbte Stirn vollkommen frei hervortrat. Unter hoch und rein

geschwungenen Augenbrauen blickten die dunkelblauen Augen feurig und glühend mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Willenskraft hervor. Die stolz aufgeworfenen Lippen gaben dem ganzen Gesicht einen Ausdruck, der an die Erscheinung der Amazonen hätte erinnern können, wenn nicht auf dem ganzen Wesen der jungen Dame der Stempel der feinsten Bildung und Erziehung gelegen hätte. Es war eine entfernte Cousine des Grabenow'schen Hauses — denn in jenem Lande sind die Gutsbesitzer auf zwölf Meilen in der Runde fast sämmtlich in mehr oder weniger entfernten Graden miteinander verwandt, — Fräulein Marie von Borkau, die einzige Tochter eines der wohlhabendsten Gutsbesitzer der Gegend, dessen Besitzungen an die des Herrn von Grabenow anstießen. Sie hatte mit dem jungen Grabenow als Kind gespielt, es war in der Gegend bekannt, daß die Eltern eine Verbindung der jungen Leute wünschten, um die beiden großen Besitzungen dereinst zu vereinigen. Die jungen Leute selbst hatten schon seit ihrer Kinderzeit diesen Wunsch ihrer Eltern aussprechen gehört, ohne ernster darüber nachzudenken; der junge Mann war zur Universität gegangen, hatte den Feldzug von 1866 mitgemacht, war dann längere Zeit in Paris gewesen, während Fräulein von Borkau ihre Ausbildung in Königsberg vollendete. Sie waren sich daher vollkommen fremd geworden, als

der junge Grabenow von Paris in die Heimat zurückkehrte, nachdem kurz zuvor Fräulein Marie, vollständig ausgebildet in allen Wissenschaften einer vornehmen jungen Dame, ihre Pension verlassen hatte. Es war natürlich, daß das junge Mädchen, welcher die Wünsche ihrer Eltern kein Geheimniß waren, mit ziemlich hoch gespannter Neugierde ihren Vetter wiedersah. Diese Neugier war bei dem häufigen Verkehr, den die beiden Familien miteinander hatten, nicht befriedigt, sondern viel eher noch mehr angeregt worden, denn der junge Mann unterschied sich auf das Wesentlichste von allen andern Herren, welche Fräulein Marie bis jetzt kennen gelernt hatte. Die Referendarien und Offiziere in Königsberg, sowie die Landjunker auf den Gütern der Umgegend, — so gute Manieren und so vielseitige Bildung manche derselben haben mochten, — blieben doch weit hinter der distinguirten Eleganz des Herrn von Grabenow zurück, der aus der wirklich großen Welt, aus dem glänzenden Paris zurückkehrte, und in dessen Gespräch sich so viel Ueberlegenheit, so viel weite und große Weltanschauung zeigte. Bei allen diesen Eigenschaften, welche ihn zum Mittelpunkt der Gesellschaft seiner Heimat hätten machen müssen, war jedoch der junge Mann fast menschenscheu; artig und zuvorkommend erfüllte er alle Pflichten der Höflichkeit, wenn er sich in Gesellschaft

befand, — aber wo er konnte, suchte er die Einsamkeit, und es bedurfte oft des ernsthaften Antreibens seiner Eltern, um ihn derselben zu entreißen und zu Besuchen in der Nachbarschaft zu veranlassen. Dabei hatte er niemals weder mit einem Blick noch mit einem Wort das leiseste Zeichen gegeben, daß er eine Ahnung von den Plänen der Eltern in Bezug auf ihn und Fräulein von Borkau habe, — Grund genug für diese junge Dame, sich ernsthaft mit diesem sonderbaren Vetter zu beschäftigen, welcher für die Vorzüge blind zu sein schien, die ihr der Spiegel und ihre Selbsterkenntniß zeigte und die bereits die glühende Bewunderung so mancher Herren der königsberger Gesellschaft erweckt hatten.

Man servirte einen vortrefflich gemästeten und getrüffelten Puter. Der alte Herr von Grabenow ergriff das Glas, welches ein Lakai soeben mit Champagner gefüllt hatte, und nachdem er sich durch einen raschen Rundblick überzeugt hatte, daß jeder seiner Gäste ebenfalls mit diesem mousstrenden Getränk versehen war, erhob er sich und sprach ohne Umschweife und Einleitung die einfachen Worte:

„Seine Majestät, unser allergnädigster Herr, soll leben!"

Die ganze Gesellschaft hatte sich ebenfalls erhoben

und leerte ſtehend ihre Gläſer, die dann ſchleunigſt von den Lakaien wieder gefüllt wurden.

So iſt es Sitte ſeit alter Zeit im oſtpreußiſchen Lande. Der Adel, die Gelehrten, die Bürgerſchaft, Alles macht zu allen Zeiten Oppoſition gegen die Regierung, wie ſie es ſchon gethan haben zur Zeit des Ordens und zur Zeit der Herzoge und Kurfürſten. Dabei aber tragen ſie Alle im Herzen eine tiefe pietätvolle Liebe für die Dynaſtie und die Perſon der Könige. Dieſelbe Provinz, welche ihr erhebliches Kontingent zu den oppoſitionellen Fraktionen der Kammer ſtellt, iſt durch ihre Söhne reich vertreten unter den Dienern der Könige in der Verwaltung des Staates und im Heere, und wo immer es die Größe und den Ruhm des preußiſchen Vaterlandes und Deutſchlands gilt, da ſtehen die Söhne des alten Oſtpreußens ſtets in der erſten Reihe.

„Jetzt," ſagte ein alter Herr mit militäriſch geſchnittenem grauen Bart, „iſt es Zeit, die Geſundheit Deſſen zu trinken, was man liebt; — Jeder kann ſich dabei denken was er will, dann wird der Toaſt um ſo aufrichtiger getrunken werden."

Und mit einer etwas altfränkiſch galanten Bewegung erhob er ſein Glas und ſtieß mit einer neben ihm ſitzenden Dame an, die auf der Altersſtufe angekommen zu ſein ſchien, auf welcher die unverheiratheten

Damen längere Zeit neunundzwanzig Jahre alt zu bleiben pflegen.

Der junge Herr von Grabenow blickte still und nachdenkend vor sich hin. Fast schien es, als habe er die Aufforderung des lustigen alten Herrn gar nicht gehört.

„Nun, Vetter," sagte Fräulein von Borkau in neckischem Ton, durch welchen jedoch ein fast zorniger Unmuth hindurchklang, „willst Du denn die altgewohnte Gesundheit nicht mittrinken?"

Sie erhob ihr Glas und sah den jungen Mann mit ihren blitzenden Augen forschend und erwartungsvoll an.

Er fuhr empor, erhob schnell sein Glas und stieß mit demselben an das seiner Cousine.

Durch die hastige Bewegung, mit welcher er aus seiner Träumerei aufgeschreckt war, wurde der Zusammenstoß zu heftig und mit schrillem Klang zerbrach der Krystallkelch. Der Wein floß auf das Tischtuch und das Kleid des jungen Mädchens.

„Verzeihung, Cousine, wie ungeschickt bin ich doch!" rief Herr von Grabenow, indem er mit seinem Taschentuch die Volants ihres Kleides zu trocknen versuchte.

Aber das jähe Zerspringen des Glases schien einen sehr peinlichen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, denn eine tiefe Bläße legte sich über sein Gesicht und ein

schmerzlich wehmüthiger Zug wurde um seinen Mund sichtbar.

„Zerbrochenes Glas und vergossener Wein," rief der alte Herr, welcher die Gesundheit ausgebracht, „das bedeutet ja ungeheures Glück!"

„Das wünsche ich Dir von Herzen, Vetter," sagte Fräulein von Borkau, indem sie ihn mit einem eigenthümlichen Blick ansah.

Die Gesellschaft machte darauf eine Reihe jener Scherze, wie sie bei solchen Gelegenheiten überall üblich sind, und — wie es stets der Fall ist in einem Kreise, der aus denselben regelmäßig zusammenlebenden Elementen besteht, — waren die meisten dieser Scherze den meisten Personen bereits sehr bekannt und geläufig, wurden aber dennoch mit behaglicher Heiterkeit wiederholt und allgemein belacht.

Bald erhob man sich, die älteren Herren zogen sich zurück, um eine Cigarre zu rauchen, und begaben sich später in den Hof, wo die jungen, auf dem Gute gezogenen Pferde vorgeführt wurden und den Gegenstand lebhafter Unterhaltung über ihre Abstammung und ihre künftigen Eigenschaften bildeten. Einige Offiziere schlugen den jungen Damen eine Spazierfahrt nach dem Strande vor; der Gedanke fand allgemeinen Beifall und bald hielten einige jener leichten, offenen, viersitzigen Wagen

mit den ſchlanken, hocheleganten Pferden der Trakehnerzucht vor dem großen Thor des Schloſſes.

Heiter lachend und plaudernd ſtieg die Geſellſchaft ein.

Für den jungen Herrn von Grabenow war ein kleiner, ganz leichter zweiſitziger Wagen vorgefahren, beſpannt mit zwei äußerſt edlen und ſchönen Pferden, — ſchwarz ohne alle Abzeichen, welche ungeduldig den Boden ſcharrten.

Der junge Mann bot ſeiner Couſine, welche dieß zu erwarten ſchien, die Hand, leicht und gewandt ſchwang ſie ſich auf den kleinen Wagen. Er ſetzte ſich neben ſie, der Reitknecht ließ die Pferde los und in ſchnellem ſicheren Trabe jagte das Geſpann durch das Dorf dahin, wo die Gutsbauern in ſonntäglichem Putz vor den Thüren ſtanden, ehrerbietig den Sohn ihrer Herrſchaft begrüßend. — Bald blieben die anderen Wagen in einiger Entfernung zurück und die jungen Leute fuhren — den Uebrigen weit voraus — aus dem Dorf und den daran ſtoßenden Fruchtfeldern hinaus, dem Meeresſtrande zu.

Am Anfange der Dünen dehnte ſich ein grüner Tannenwald aus; — ohne die ſchnelle Gangart zu verändern, zogen die Pferde den leichten Wagen durch den tiefen Sand des Weges hin, die Tannen hörten auf, bald ſah man nur noch jenes ſpitzige, raſchelnde Seegras auf den wellenförmigen Dünen.

Noch einige Augenblicke und man hatte den Strand des Meeres erreicht, diesen eigenthümlichen Strand der Ostsee, welcher durch keine Ebbe und Flut verändert wird und der deßhalb, wenn auch nicht so großartig wie die Ufer der Nordsee, doch durch seine Festigkeit und Unveränderlichkeit um so schöner ist.

In jenem leisen, aus der weiten Ferne heranklingenden Rauschen rollten die langen Wellen des wenig bewegten, im hellen Sonnenschein tiefblau schimmernden Meeres an das Ufer heran und am fernen Horizont senkte sich der immer schärfer abgegrenzte Sonnenball zu der weiten Wogenfläche herab. In langsamem Flug strichen heute die zur Zeit des Sturmes wild daher wirbelnden Vögel des Meeres, die weißen Möven, dahin, und weit draußen an der Grenzscheide zwischen Himmel und Wasser sah man hie und da die weißen Segel eines großen Schiffs im Lichte der sinkenden Sonne schimmern.

Herr von Grabenow, von Jugend auf bekannt mit den Fahrten am Meeresstrand, lenkte sein Gespann dicht zum Rande des Ufers hin, so daß zwei Räder des Wagens durch die heranspülenden Wellen rollten. Der Sand war hier hart, fest und eben wie eine Diele und im pfeilschnellen Lauf eilten die Pferde dahin, scharf der oft sich krümmenden Linie des Strandes folgend.

Die frische Märzluft, gemildert durch den weichen Hauch, welcher vom Meere aufsteigt, wehte den jungen Leuten entgegen, welche einsam zwischen Himmel, Wasser und Dünen daherfuhren, denn in einer weiteren Entfernung blieben die anderen Wagen zurück. In frischer Lebenslust sog Fräulein von Borkau den belebenden Athem des Meeres ein, ihre Wangen glühten, — ihre Augen funkelten wie die Wellenspitzen im Strahle der sinkenden Sonne, und der durch die rasche Fahrt verdoppelte Luftzug spielte in ihren unter dem schwarzen Sammthut hervorquellenden Haaren.

Die jungen Leute waren bis jetzt, abgesehen von einigen gleichgültigen Bemerkungen, stumm nebeneinander gefahren, — die schnelle Fahrt hatte zwar auch auf Herrn von Grabenow ihren belebenden Reiz ausgeübt, aber dennoch war von seinem Gesicht jener melancholische Ausdruck, der fortwährend darauf ruhte, nicht verschwunden.

Fräulein Marie ließ ihren strahlenden Blick über das Meer und die weißschimmernden Dünen hingleiten, dann sah sie lange auf ihren Vetter, welcher die Gangart seiner Pferde mit tiefer Aufmerksamkeit zu beobachten schien, und sprach:

„Ist sie nicht wunderbar schön, diese Natur in ihrem ewigen Einerlei, das doch wieder die ewige Abwechslung in sich schließt und uns kaum jemals ganz dasselbe Bild

wiederbringt? — Du haſt die großen Weltſtädte geſehen und die gewaltigen Naturſchönheiten der Alpengletſcher, — ſage mir, kann das Alles einen mächtigeren Eindruck machen, als dieß einfache Bild des Meeresſtrandes, dieſes lieben Strandes, der zugleich unſere Heimat iſt und uns anmuthet mit allen trauten Erinnerungen der vergangenen Kinderzeit?"

Und wie hingeriſſen von dem Eindruck der großartigen Szenerie hob ſie leicht die Arme empor, als wollte ſie das Meer und den Himmel umarmen, während ein tiefer Athemzug aus ihren friſchen geöffneten Lippen hervordrang.

Der junge Mann richtete ſich empor. Wohl lag Bewunderung und herzliche, liebevolle Freude in dem Blick, den er nach dem Horizont hinübergleiten ließ, aber doch ſchien ſich dieſer Blick über die Grenzen des vor ihm aufgerollten Bildes hin in noch weitere Fernen zu richten. Mit leichtem Seufzer ſprach er:

„Ja ſie iſt wunderſchön, die alte Heimat, und ſchöner als das wechſelnde, buntglühende Bild des großen Weltlebens, ſchöner noch als die gewaltigen Berge iſt dieſes Meer, das uns in dem für den menſchlichen Blick faßbaren Rahmen das Bild der Unermeßlichkeit zeigt; — es iſt um ſo ſchöner, wie Du ſagſt, weil es uns anſpricht mit dem Gruß der Heimat als ein Theil der eigenen Seele."

„Man sollte die Heimat niemals verlassen," fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, während seine Cousine ihn mit warmer Theilnahme ansah, — „man sollte niemals heraustreten aus dem Kreis, in welchem das Herz und der Geist in friedlicher Entwicklung sich gebildet haben, — denn Alles, was da in den vielen Gestalten der großen Welt auf uns eindringt, drückt seine tiefen Spuren in unser Wesen, und die Töne, welche dort mit berauschenden Melodieen uns berühren, werden zu schmerzlichen Dissonanzen, wenn sie hinüberklingen in den stillen Kreis, in welchem wir einst glücklichen und friedlichen Herzens gelebt haben."

Er hatte die letzten Worte etwas leiser und wie zu sich selbst gesprochen — dennoch hatte seine Cousine sie gehört und es war ein eigenthümlicher Ausdruck in dem Blick, mit welchem sie ihn ansah, als er, sich vorn überneigend, seine Aufmerksamkeit wieder dem Gange der Pferde zuzuwenden schien.

„Vetter," sagte sie dann mit dem Tone eines raschen Entschlusses, indem aber doch eine gewisse verlegene Befangenheit in ihren Zügen sichtbar war, — „es ist vielleicht indiskret, wenn ich Dich frage, — aber es thut mir leid, Dich traurig zu sehen. — Ist Dir etwas Schmerzliches auf Deinen Reisen widerfahren? Du bist so anders, als ich Dich in unserer Jugend ge-

kannt habe — etwas träumerisch warst Du zwar immer, oft mochtest Du lieber allein in den Dünen umherschweifen, als mir Gesellschaft leisten — jetzt aber bist Du wirklich traurig und melancholisch, — es scheint, daß ein ernster Kummer Dich drückt; — kann es Dich trösten, auszusprechen, was Dir Schmerz macht, so glaube mir," fuhr sie in treuherzigem Tone fort, indem sie ihn groß ansah und ihre Hand auf die seine legte, „glaube, daß Du bei mir herzliche und aufrichtige Theilnahme findest."

Herr von Grabenow hatte bei den Worten seiner Cousine den Kopf tief auf die Brust sinken lassen, eine dunkle Röthe zog über sein Gesicht, seine Brust hob sich in raschen Athemzügen.

Dann blickte er zu ihr auf. Ein feuchter Thränenschimmer verhüllte sein Auge.

„Du bist gut, Marie," sagte er mit weichem Ton, „Deine freundliche Theilnahme thut mir wohl wie die Lösung von einem schmerzlichen Bann, der mich befangen."

Er seufzte tief und ließ seinen Blick weithin nach dem Horizont schweifen, wo der in dunklen Flammen glühende Sonnenball schon fast die leicht gekräuselten Fluten berührte.

„Ja," sagte er, „ich habe etwas Schmerzliches erfahren,

etwas so tief Schmerzliches, daß durch mein ganzes Leben mein Herz der Freude und dem Glück verschlossen bleiben wird."

„So schmerzlich?" fragte das junge Mädchen mit tief wehmüthigem Lächeln, — „kann ein Kummer, sei er noch so traurig — darf er das ganze Leben eines Mannes zerstören?"

Er schwieg einen Augenblick.

„Marie," sagte er dann, indem er ihr voll und klar in die Augen sah, „Du kennst, wie ich, die Gedanken, welche unsere Eltern über uns haben und auf welche sie so viele Hoffnungen bauen."

„Ich kenne sie," flüsterte Marie leise, indem sie die Augen niederschlug und ihre Hand, welche noch immer auf der seinen geruht hatte, zurückzog.

„Ich habe," fuhr er fort, „bis jetzt niemals von diesen Gedanken und Hoffnungen gesprochen — ich wußte die Worte nicht zu finden, — mein Herz litt schmerzlich unter widersprechenden Gefühlen — aber ich bin Dir Wahrheit und Aufrichtigkeit schuldig, doppelt schuldig, da Du mir in so treuer Theilnahme entgegenkommst. — Marie," sprach er mit gepreßter Stimme, „mein Herz ist nicht frei, es ist voll von einer Liebe, die so tief ist, wie das Meer hier neben uns, — die mich einst mit so leuchtendem Glück erfüllte, wie die Strahlen der

sinkenden Sonne dort, und die mich für die Zukunft mit ihrer schmerzlichen Erinnerung in eine eben so tiefe Nacht verhüllen muß, als sie sich bald auf diese goldglänzenden Wellen niedersenken wird."

Das junge Mädchen war bei seinen Worten erbleicht. Der sonst so lebensfrische, stolze und fast kecke Ausdruck ihres Gesichts verschwand und machte einer tiefen Wehmuth Platz. — „Und Deine Liebe hat keine Hoffnung?" fragte sie mit gepreßter Stimme.

Sie fuhren an einem scharf hervortretenden Vorsprung des an dieser Stelle hochaufsteigenden weißen Sandufers vorüber. Auf der vorspringenden Spitze, entfernt von dem weiter zurücktretenden Ausläufer der Waldung, stand eine einzelne schlanke Tanne, leicht herabgeneigt zu dem im Abendlicht schimmernden, von unten herauf rauschenden Meer.

Herr von Grabenow blickte zu dem emporspringenden Ufer hinauf, deutete mit der eleganten Spitze seiner Peitsche nach oben und sprach mit tieftraurigem Ton:

„Ein Tannenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'!"

Fräulein von Borkau hatte ihren Blick der Richtung folgen lassen, nach welcher er zeigte.

Halb leise mit einer Stimme, welche nichts von

dem hellen, fröhlichen Ton hatte, der ihr sonst eigenthümlich war, fiel sie ein:

„Ihm träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
An brennender Felsenwand!“

„Bei uns,“ fuhr sie dann fort, und ein tief schmerzlicher Seufzer hob ihre Brust, „bei uns in unserem kalten, einförmigen Lande wachsen freilich keine Palmen und die glühende Pracht des Südens erschließt sich nicht unter unserem Himmel.“

Schweigend fuhren sie einige Augenblicke hin.

„Kann es Dich trösten,“ fragte sie dann, „mir das zu erzählen?“

Er schwieg eine Zeitlang in sinnendem Nachdenken und dann athmete er tief auf, wendete sich zu ihr und sagte:

„Es will mir oft das Herz zersprengen, wenn ich meine Schmerzen so einsam in mir herumtragen muß, und ich bin Dir dankbar, wenn Du hören willst, was doch nur ich allein ganz verstehen kann.“

Dann begann er, wie erleichtert von dem Druck einer Last, die lange auf ihm gelegen, ihr zu erzählen, von seiner Liebe zu Julia Romano. Er sprach ihr von dem traurigen Leben des jungen Mädchens, von ihrer

unnatürlichen Mutter, von ihrem unglücklichen Vater, von der Zeit ihrer Liebe, und immer schneller flossen seine Worte, immer beredter wurde seine Sprache, immer glühender die Schilderung der vergangenen Zeit.

Marie hörte ihm schweigend zu. Ihre glänzenden Augen hafteten mit einem wunderbar eigenthümlichen Ausdruck auf seinem bewegten Gesicht, von welchem zuweilen das ganze lichte Glück der Erinnerung widerstrahlte. Ihre Brust hob und senkte sich in schnellen Athemzügen; es öffnete sich da vor ihr eine Welt, wie sie sie kaum in ihren Träumen jemals geahnt hatte, eine Welt voll flammender Leidenschaft und berauschenden Glückes, eine Welt so anders als das regelmäßig stille Leben, das sie in vornehmer Gleichmäßigkeit bisher umgeben hatte.

Wohl kräuselten sich ihre Lippen wie in stolzer Verachtung, wenn er von Julia's Mutter sprach und von den Verhältnissen, die seine Geliebte umgeben hatten. Wenn er aber dann wieder von seiner Liebe erzählte und von dem treuen, reinen Herzen der jungen Italienerin, dann öffneten sich ihre Lippen zu heißen Seufzern und ein schimmerndes Feuer zitterte in ihren feuchtglänzenden Augen. Sie blickte immerfort in sein durch die Erinnerung erwärmtes Gesicht, dann zuweilen blitzte es in ihren Augen auf wie ein Strahl auflodernden Zornes

— sie senkte den Blick vor sich nieder und preßte krampfhaft die Spitzen ihrer Finger aneinander.

Er erzählte weiter.

Mit tief schmerzlichem Ton erzählte er, wie seine Geliebte verschwunden sei, wie er sie immer und immer wieder vergeblich gesucht habe, ohne eine Spur von ihr zu entdecken, und wie er endlich abgereist sei, um die Ruhe seiner Seele in einem thätigen Leben wieder zu finden, mit der einzigen Hoffnung, daß es den Nachforschungen des Grafen Rivero gelingen könne, die Spur der Verschwundenen zu entdecken.

„Die Ruhe, die ich gefunden habe," schloß er, „ist die Ruhe des Kirchhofs. Aber das Gespenst der Erinnerung irrt wie ein ruheloser Geist um das Grab meines gestorbenen Glücks!" —

Mit tiefer Theilnahme hatte sie dem Schlusse seiner Erzählung zugehört. Mitgefühl mit seinem Schmerz leuchtete aus ihren Blicken, aber zugleich auch lag in denselben etwas wie eine innere Befriedigung, wie eine unwillkürlich hervorbrechende Freude, welche sie unter den schnell gesenkten Augenlidern rasch wieder verbarg.

Es war eine eigenthümliche Beziehung, welche sich hier am einsamen Strande des Meeres zwischen den beiden jungen Leuten gebildet hatte. Sie hatten Dinge und Verhältnisse besprochen, welche sonst von der Unter-

haltung zwischen jungen Herren und jungen Damen der guten Gesellschaft ausgeschlossen zu sein pflegen; dennoch aber hatte Keiner von ihnen dabei einen Gedanken an etwas Auffallendes oder Unziemliches gehabt. Er hatte von seiner Liebe gesprochen mit der ganzen inneren Reinheit, wie er sie im Herzen trug, und sie hatte nur die Gefühle seines Herzens vor sich entfaltet gesehen, wenn auch die Glut der Leidenschaft, welche aus seinen Worten hervorbrach, zuweilen die Tiefen ihrer Seele in wunderbarer Weise ergriffen und bewegt hatte.

Die Sonne war immer tiefer herabgesunken, noch einmal leuchtete ihr letzter Lichtgruß wie der Strahl eines Sternes fern herüber, dann legte sich eine graue Dämmerung über das Land, während am Horizont die Nebelwolken sich goldroth färbten und ihre Reflexe über die weite Wasserfläche hinspielen ließen. Ein scharfer kühler Wind wehte über das Wasser her, die Spitzen der Wellen krönten sich mit weißem Schaum und rascher strichen die Möven kreischend durch die Luft.

„Wir müssen umkehren," sagte Marie, „es wird dunkel."

In weit geschweiftem Bogen ließ Herr von Grabenow die Pferde wenden — die schönen Thiere hoben die Köpfe empor und in schnellerer Gangart noch als bisher eilten sie den Weg nach dem Schlosse zurück.

Nach kurzer Zeit begegnete man den andern Wagen.

„Mit euren Pferden kann man nicht mithalten," riefen die Herren, während die Damen Fräulein von Borkau freundlich begrüßten und einige scherzhafte und neckende Worte herüber und hinüber flogen.

Alles wendete sich ebenfalls zur Rückkehr.

Bald aber war der leichte Wagen des Herrn von Grabenow den Uebrigen wieder weit voraus. Die jungen Leute fuhren wieder allein unter dem immer tiefer dunkelnden Himmel am höher im Nachtwind aufrauschenden Meer dahin.

Das Schweigen des Herrn von Grabenow war gebrochen, er wurde nicht müde, von seinem vergangenen Glück und seinen Schmerzen zu sprechen. Aufmerksam hörte seine Cousine zu, mit Blicken von Theilnahme ihn anschauend, während von Zeit zu Zeit ein Athemzug wie ein schmerzlicher Seufzer aus ihrer Brust heraufstieg und vom scharf daherstreichenden Nachtwind über die unendliche Meeresfläche hin fortgetragen wurde.

„Und hast Du," fragte sie endlich, als er einen Augenblick schwieg, in einem Tone, als ob ein Gedanke ihres Innern unwillkürlich auf ihre Lippen träte, „hast Du die Gewißheit — hast Du das volle Vertrauen, daß —" sie stockte einen Augenblick, — „daß sie Dich

nicht verlassen hat, daß sie wirklich zwingenden und übermächtigen Verhältnissen gefolgt ist?"

Sie blickte mit einer Art von ängstlicher Spannung in sein Gesicht.

Er sah sie groß an.

„Könnte es Liebe ohne Vertrauen geben?" fragte er, „kann man sein Herz hingeben, wenn man zweifelt? — Schon an der Möglichkeit des Zweifels würde meine Liebe gestorben sein!"

Sie seufzte tief auf und schlug die Augen nieder.

„Verzeih' meine Frage," sagte sie, — „ich kenne ja Deine Julia nicht und alle meine Anschauungen wurzeln in der strengen Ordnung des regelrechten Lebens, in welchem ich mich bewegt habe. — Ich finde mich schwer in die Verhältnisse jener großen und von unsern Sitten so weit abweichenden Welt und hätte bisher kaum geglaubt," fügte sie mit einer gewissen Bitterkeit im Tone hinzu, „daß dort wahre Liebe zu finden sei."

„Und glaubst Du denn," fragte er, „daß sie auf den schnurgeraden Wegen unseres Lebens zu finden sei? — Die Blume der wahren Liebe muß wild wachsen und duftet in voller Schönheit nur im Waldesgrün der freien Natur — man kann sie nicht künstlich erziehen

auf den abgezirkelten Beeten und in den Treibhäusern der Gärten."

Sie schlug die Augen auf und sah ihn mit einem tiefen Blick an. Es lag ein sonderbarer Ausdruck in ihrem Auge, halb fragend, halb zürnend, — es sprühte daraus hervor wie tiefe verborgene Glut — aber schnell senkte sich ihr Blick wieder nieder — ihre Lippen, welche sich geöffnet hatten, als wollten sie sprechen, schlossen sich fest aufeinander und schweigend fuhren Beide eine Zeitlang dahin.

Bald hatten sie das Dorf erreicht, in welchem die Lichter durch die kleinen Fenster der niedrigen Häuser schimmerten — sie bogen in das große Hofthor und hielten vor dem Portal des Schlosses — die Diener sprangen hinzu, die Pferde in Empfang zu nehmen, und Herr von Grabenow führte seine Cousine die Treppe hinauf.

Beide erschienen in dem bereits hell erleuchteten Gesellschaftszimmer; — in einiger Zeit folgte lachend und plaudernd die übrige Gesellschaft, von der Spazierfahrt zurückkehrend.

Die älteren Herren und Damen hatten inzwischen ihre Whisttische arrangirt und machten mit feierlicher Würde ihre Rubber, während einzelne Gruppen der Herren in einem Nebenzimmer bei Punsch und Cigarren

ihre Ansichten über die auswärtige Politik und die Kammerverhandlungen mit eben so viel Eifer austauschten, als ob von dem Resultat ihrer Unterhaltung die Geschicke des Staates abhingen.

Die jüngere Gesellschaft hatte sich schnell in dem Saal zusammengefunden — abwechselnd setzten sich die jungen Damen an den Flügel — man improvisirte einen kleinen Ball und tanzte mit eben so viel Lust und Eifer, als ob die glänzendste Regimentsmusik dazu gespielt hätte.

Der junge Herr von Grabenow war wie verwandelt.

Der Ausdruck verschlossener Resignation war von seinem Gesicht verschwunden, — zwar blickte noch eine gewisse wehmüthige Trauer aus seinen Augen, aber seine Lippen lächelten und er hatte Worte artiger Unterhaltung für die Damen, — heitere Antworten für die Scherze seiner Bekannten aus den Kreisen der jungen Herren.

Auch Fräulein von Borkau war verändert. Sie blickte nicht mehr so keck und herausfordernd umher. Ein weicher Schmelz lag in ihren Augen, ein sinnender Zug milderte den übermüthigen Ausdruck ihrer aufgeworfenen Lippen und oft ruhte ihr Blick lange und träumerisch auf ihrem Vetter.

Frau von Grabenow war in die Thür des Saales getreten und blickte auf die tanzenden Paare. Ihr Sohn war mit seiner Cousine zu einem Contretanz angetreten und es lag eine gewisse Innigkeit in der Art, wie er seiner Tänzerin die Hand reichte, eine gewisse Vertraulichkeit in ihrer Unterhaltung, und wenn ihre Blicke sich begegneten, so schien ein stilles Einverständniß aus denselben zu sprechen.

Frau von Grabenow bemerkte dieß und eine glückliche Befriedigung zeigte sich auf ihrem Gesicht.

Auch der übrigen Gesellschaft entging dieß nicht und manche Bemerkung wurde über die beiden jungen Leute gemacht, man nahm als ausgemacht an, daß sie sich verständigt und gefunden hätten und daß die Verlobung, welche schon lange als vorher bestimmt galt, nunmehr bald würde proklamirt werden.

Fräulein Marie hatte ihren Vetter verlassen und trat zu einem Kreise ihrer Freundinnen.

Man unterließ nach Art der jungen Damen nicht, sie über den Tanz mit ihrem Vetter zu necken, und verschiedene scherzhafte Anspielungen tönten ihr entgegen.

Sie blickte groß und verwundert auf.

„Welche Thorheit!“ rief sie achselzuckend, indem ein dunkles Roth ihr Gesicht färbte — dann wendete sie sich schnell ab, verließ den Saal und trat hinter den

Stuhl einer alten Dame, welche mit großer Aufmerksamkeit ihr Whist mit dem Strohmann spielte. Sie blickte auf die Karten herab, als folge sie dem Gange des Spiels, aber die bunten Blätter auf dem grünen Tisch verflossen vor ihrem Blick, denn ihre Augen füllten sich mit Thränen, krampfhaft preßte ihre Hand das Spitzentuch zusammen und ihre leise zuckenden Lippen flüsterten unhörbar:

„Kann die Blume der Liebe auf den schnurgeraden Wegen unseres Lebens blühen?“ — —

Früh schon brach die Gesellschaft auf. Die Meisten hatten ziemlich weite Wege zu machen. Die Wagen fuhren vor, — der Hof füllte sich mit Licht, — laute Stimmen und fröhliches Lachen erschallten — dann rollte ein Wagen nach dem andern hinaus und bald lag das Schloß in einsamer Ruhe da.

Herr von Grabenow hatte seine Cousine in den Wagen gehoben. Mit herzlichem Händedruck hatte er von ihr Abschied genommen und unter dem Portal stehen bleibend folgte er mit seinen Blicken lange ihrem fortfahrenden Wagen.

Als er seinen Eltern „gute Nacht“ sagte und sich auf seine Zimmer zurückzog, sah seine Mutter ihn lächelnd und forschend an — ein Wort schien auf ihren Lippen

zu schweben, aber sie sprach es nicht aus und küßte schweigend seine Stirne.

„Ich glaube, er hat sich endlich einmal gegen sie ausgesprochen," sagte sie zu ihrem Manne.

„Ich wüßte auch nicht," erwiederte dieser, „wo der Junge eine bessere Partie finden wollte — und ein schöneres und liebenswürdigeres Mädchen dazu — ich war schon recht böse auf ihn, daß er so lange zögerte — aber," fuhr er lachend fort, „die Verliebten sind merkwürdige Leute, und man muß sie ihre eigenen Wege gehen lassen, wenn dieselben nur zum vernünftigen Ziele führen."

Er küßte seiner Frau die Hand und folgte dem voraneilenden Diener nach seinem Schlafzimmer.

Sechstes Kapitel.

In dem großen, reich ausgestatteten Arbeitszimmer seiner eleganten Wohnung in Paris ging der Advokat und Abgeordnete zum Corps legislatif, Jules Favre, langsam und nachdenklich auf und nieder. Das große, starke Gesicht mit den über der Stirn aufgestrichenen und an den Schläfen lang herabfallenden, leicht ergrauten dichten Haaren zeigte den Ausdruck tiefen Nachdenkens und zugleich einer gewissen peinlichen Verstimmung. Die großen, von dichten Brauen überragten Augen blickten unruhig hin und her. Er hielt ein Papier in der Hand und blieb zuweilen stehen, wie gewohnheitsmäßig seine große und volle Gestalt in oratorischer Haltung aufrichtend.

„Es ist eine eigenthümliche Lage," sprach er, einen Blick auf das Papier in seiner Hand werfend, „in welche dieser pariser Zweigverein der internationalen Arbeiterassociation uns gebracht hat. — Sie fordern die Ab-

geordneten auf, bei der Feierlichkeit auf dem Montmartre bei Gelegenheit der Ueberführung der Gebeine Daniel Manin's zugegen zu sein und uns an der Demonstration zu betheiligen, welche ihre Spitze gegen die römische Politik der Regierung kehren wird. Das wäre ein falscher politischer Schritt — eine große Prinzipienfrage darf nicht bei Gelegenheit einer ganz speziellen und persönlichen Demonstration zur Erörterung gebracht werden, wenigstens nicht von Abgeordneten, die ihre Stellung auf einer über fruchtlosen Demonstrationen erhabenen Höhe erhalten müssen. Ich bin deßhalb damit einverstanden gewesen, jene Theilnahme abzulehnen — die Herren von der Internationale gehen aber weiter und verlangen nun von mir und meinen Kollegen von der Opposition, daß wir unser Mandat niederlegen, um die Regierung zu zwingen, mit der römischen Frage vor die Wähler zu treten —

„Das hieße va banque spielen mit der fast gewissen Chance des Unterliegens.

„Die Herren," rief er, das Papier auf seinen Schreibtisch werfend, „führen in ihrer Zuschrift eine Sprache, die an die Dekrete der Kommune und des Wohlfahrtsausschusses erinnert. Es scheint, daß sie sich für die Herren der Lage halten und den Staat und die Gesellschaft bereits an ihren Fäden glauben regieren zu können.

„Soweit ist es noch nicht, und soweit darf es auch nicht kommen, — nicht die rohe Masse darf die Herrschaft in ihre unsicher schwankenden Hände nehmen — der bürgerliche Besitz ist der Schwerpunkt der sozialen Ordnung, die Intelligenz ist ihre treibende und belebende Kraft, ihnen müssen die rohen Arbeitskräfte gehorchen, wenn nicht Alles im Chaos versinken soll."

Ein Diener trat ein.

„Herr Tolain und seine Freunde sind im Vorzimmer."

Jules Favre schwieg einen Augenblick. Aus seinem Blick verschwand die unruhige Bewegung, seine Züge nahmen den Ausdruck kalter Ueberlegenheit an und im ruhigen Tone sprach er:

„Lassen Sie die Herren eintreten."

Einen Augenblick darauf trat der Präsident des pariser Zweigvereins der Internationale, der Bronzearbeiter Tolain, in das Kabinet, ihm folgte der Buchbinder Varlin und der Graveur Bourdon.

Alle Drei trugen den schwarzen Sonntagsrock der arbeitenden Klasse.

Tolain mit seinem bleichen, geistig bewegten Gesicht und den schwärmerisch sinnenden Augen blickte mit gespannter Erwartung auf den berühmten Führer der liberalen Opposition.

Varlin, den Kopf etwas vornüber geneigt, ein leichtes

höhnisches Lächeln um die fest geschlossenen Lippen, ließ seine scharfen Blicke von unten herauf über die glänzende und reiche Ausstattung des Zimmers gleiten. Das Lächeln auf seinen Lippen wurde noch höhnischer und feindlicher.

Bourdon stand unbeweglich und kalt da — ausdruckslose Ruhe in seinen Zügen.

„Diese Herren erzeigen mir die Ehre Ihres Besuches," sprach Jules Favre mit vornehmer Sicherheit und im Tone einer gewissen abwehrenden Höflichkeit „als Vertreter der hiesigen Sektion der Internationale?"

„Wir sind von unseren Genossen an Sie abgesendet, mein Herr," sagte Tolain mit seiner klangvollen weichen Stimme, „als an den hervorragendsten, geistvollsten Vertreter der Opposition in dem gesetzgebenden Körper —"

Jules Favre verneigte sich.

„— Um Ihnen persönlich den Wunsch zu wiederholen, den wir bereits schriftlich den Abgeordneten ausgesprochen haben, daß sie ihr Mandat niederlegen möchten."

Jules Favre hob den großen, ausdrucksvollen Kopf in die Höhe und richtete auf den Sprechenden einen Blick voll stolzer Ueberlegenheit.

„Bevor ich mir erlaube," sprach er in gemessenem

Ton, „mich mit Ihnen über den Inhalt Ihrer Sendung zu unterhalten, kann ich nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß die Fassung der Aufforderung, welche Sie an mich und meine Kollegen gerichtet haben, mir sehr herrisch und diktatorisch erschienen ist. Ich kann nicht unterlassen, es auszusprechen, daß ich als Mitglied des Corps legislatif, ebensowenig wie als Privatmann der internationalen Association das Recht zugestehen kann, mir irgend welche Befehle über mein politisches Verhalten zu ertheilen, welches ich lediglich nach den Pflichten gegen mein Gewissen und gegen das Land zu bestimmen habe. — Meine Kollegen denken darüber wie ich und ich halte mich für berechtigt, auch in ihrem Namen den Ton zurückzuweisen, in welchem die Internationale uns ihren Wunsch ausgesprochen hat. — Wir sind gern bereit," fuhr er mit etwas verbindlicherem Ausdruck fort, „die Wünsche der Internationale, in welcher sich so viele Interessen des Arbeiterstandes vereinigen, entgegenzunehmen, und werden dieselben gewiß mit der größten Aufmerksamkeit in Erwägung ziehen, aber — ich muß wiederholen — wir können diese Wünsche niemals als unbedingt maßgebend für uns erkennen."

Tolain lächelte mit sanftem Ausdruck.

„Die Botschaft," sagte er, „ist in der Form der vom hiesigen Zweigverein angenommenen Resolution abgefaßt

— jede Resolution hat — durch die Kürze schon, in welche man sie der Einfachheit und allgemeinen Verständlichkeit wegen zu kleiden gezwungen ist, etwas Diktatorisches, — Sie werden daher in dieser Form keine Anmaßung eines Rechtes, Ihnen Befehle zu ertheilen, suchen dürfen —"

„Ein solches Recht besteht gewiß nicht und soll auch nicht in Anspruch genommen werden," fiel Varlin mit scharfer Stimme ein, indem er einen Schritt näher trat, — „ich glaube aber, daß es den Vertretern der Arbeiter, welche doch eigentlich den Kern des Volkes bilden, wohl erlaubt sein muß, ihre Meinung in bestimmten und klaren Worten ohne Umschweife und Verhüllungen auszusprechen — haben sie auch kein Recht, die Befolgung ihres Willens und ihrer Beschlüsse von den Abgeordneten unbedingt zu verlangen, so ist doch die Meinung des zahlreichsten und gewiß bedeutungsvollsten Theils des Volkes jedenfalls der Gegenstand ernstester Aufmerksamkeit und Beachtung für Diejenigen, welche das Volk zu vertreten die Aufgabe haben. Der Willen der Arbeiter," fuhr er in einem Ton fort, der hart und schneidend durch das Zimmer klang, — „der Willen der Arbeiter kommt früher oder später entschieden und ausschließlich zur Geltung, und Diejenigen, welche die Klugheit haben, sich zu Organen dieses Willens zu

machen, werden am besten für ihre Stellung in der Zukunft sorgen."

Jules Favre hatte sich zuerst mit dem Ausdruck des Erstaunens zu dem Sprechenden gewendet. Er richtete seinen Blick groß und voll auf denselben, auf seinem Gesicht lag ein kalter, fast verächtlicher Stolz.

Aber aus dem scharf von unten heraufblickenden Auge des unbedeutenden Buchbinders, der dem berühmten, reichen und hochgebildeten Redner des Barreau und der Tribüne gegenüberstand, blitzte so unbeugsame Willenskraft, so unversöhnlicher, tiefglühender Haß hervor, daß der große Advokat, wie unwillkürlich zusammenschauernd, den Blick zu Boden schlug.

Der Vertreter der liberalen Bourgeoisie, welche im Vollgenuß der Güter des Lebens die liberalen Ideen zu einer Waffe gegen die Regierung im Kampf um die Herrschaft macht, fühlte sich hier zum ersten Mal einem bewußt und fest auftretenden Repräsentanten jenes in den tiefen Gründen der Gesellschaft finster brütenden Volkes gegenüber, jenes Volkes, das, ausgeschlossen von den lichten Höhen des Lebens, sich wenig kümmert um die Parteidoktrinen, die Theorieen politischer Systeme — das vielmehr seinen Antheil am Licht und am Genuß des Lebens verlangt und in erbitterter Verblendung dieses Ziel zu erreichen denkt, indem es Alles zertrümmert,

was frei von der harten Kette der Arbeit in der Welt des materiellen und geistigen Genusses lebt.

Wie einer Anstrengung seines Willens gehorchend, richtete Jules Favre seinen Blick, das Haupt emporhebend, nochmals auf Varlin, aber wieder senkte er ihn zu Boden, denn hart, feindlich, unerschütterlich blitzte ihm das Auge des Buchbinders entgegen.

Er wendete sich mit freundlicherer Miene zu Tolain.

„Ich weiß," sagte er, „daß die Form von Resolutionen, welche von größeren Versammlungen angenommen werden, kurz und bestimmt sein muß, und durch Ihre Erklärung halte ich eine Bemerkung, die ich in Rücksicht auf meine Stellung habe machen müssen, für erledigt.

„Ich erlaube mir nun," fuhr er fort, „auf den Inhalt Ihrer Botschaft einzugehen. Sie wissen — ich habe niemals Hehl daraus gemacht — daß ich die unglückliche Politik der jetzigen Machthaber Frankreichs für verderblich halte. Ich bin guter Katholik, aber ich beklage es, daß Frankreich seine Macht und seine Ehre auf's Spiel setzt, um die weltliche Macht des Oberhauptes der Kirche gegen die nationale Entwicklung des italienischen Volkes gewaltsam aufrecht zu erhalten. Auch bin ich der Meinung, daß Artikel in der Presse, — selbst Reden in der Volksvertretung keinen Einfluß auf

die Entschließungen der Regierung haben werden. — Ich billige daher im Prinzip den Gedanken einer Mandatsniederlegung, durch welche die Regierung gezwungen würde, mit dieser brennenden Frage vor die Wähler zu treten."

Tolain neigte zustimmend das Haupt. Varlin blickte forschend und erwartungsvoll auf, während ein höhnisches Lächeln auf seinen festgeschlossenen Lippen erschien.

„Allein," fuhr Jules Favre fort, „ich würde die Mandatsniederlegung nur dann für wirkungsvoll und demzufolge für vernünftig halten, wenn die Gesammtheit der pariser Abgeordneten dafür gewonnen werden könnte. — Würde nur ein einzelner Abgeordneter sein Mandat niederlegen, so wäre dieser Schritt nicht nur nutzlos, sondern er würde sogar wie ein öffentlicher Tadel des Benehmens derjenigen seiner Kollegen aussehen, welche anders handeln, und damit würde die so nothwendige Einigkeit unter den Mitgliedern der liberalen Opposition gefährdet werden.

„Ich bin nun aber gewiß," sagte er weiter, „daß die übrigen Abgeordneten ihre Mandate nicht niederlegen werden — was sollte es nützen, wenn ich allein diesen Schritt thäte? — Ich würde mich dem aussetzen, mein Mandat zu verlieren — vielleicht würde es der Regierung gelingen, meine Wiederwahl zu verhindern — in jedem

Fall würde das erstrebte Ziel nicht erreicht und die Kraft der Opposition mehr oder minder abgeschwächt. Sie werden begreifen, daß ich, diesen Erwägungen folgend, mich nicht zu dem von Ihnen gewünschten Schritt entschließen kann, und Sie werden, wenn Sie meine Gründe würdigen und prüfen, selbst mir Recht geben."

Er schwieg.

„Ihr Einfluß, mein Herr," sagte Tolain, „auf die übrigen Abgeordneten ist groß, und wenn Sie denselben — von Ihrer so glänzenden und überzeugenden Beredsamkeit unterstützt — dazu anwenden wollten, um Ihre Kollegen zu bestimmen, daß sie mit Ihnen gemeinschaftlich handeln, so zweifle ich nicht, daß eine Mandatsniederlegung der Gesammtheit erreicht werden würde."

„Ich glaube," erwiederte Jules Favre artig, aber mit dem Ton kühler Ablehnung, „daß Sie meinen Einfluß ein wenig überschätzen."

Barlin trat einen Schritt vor.

„Die Antwort," sagte er, „welche der Herr Deputirte uns zu geben die Güte hat, muß uns zur Erörterung einer ernsten Frage führen, welche für die Entwicklung des öffentlichen Lebens von großer Wichtigkeit ist." —

Jules Favre blickte den Sprechenden verwundert an, auf seinem Gesicht stand deutlich geschrieben, daß er nicht

begreife, welche Frage, nach der von ihm gegebenen bestimmten Erklärung, hier noch weiter besprochen werden könne.

„Es kann sich hier nicht darum handeln," fuhr Varlin durch diesen Blick unbeirrt fort, „zu erörtern, wie weit der Einfluß des Herrn Abgeordneten auf seine Kollegen sich ausdehne. Wenn der Herr Abgeordnete diesem Einflusse selbst schon keinen Erfolg zutraut, so dürfte ein solcher vielleicht kaum zu erwarten sein, da bei eigenem Zweifel ein richtiger Nachdruck nicht geübt werden möchte.

„In der augenblicklichen Lage aber," fuhr er fort, „tritt zum ersten Mal das Verhältniß zwischen uns, den Arbeitern, und dem liberalen Mittelstande scharf in die Erscheinung.

„Die Herren von der Opposition und der Kammer haben ebenso wie wir die Ueberzeugung, daß der gegenwärtige Zustand bekämpft werden müsse. Jene Herren haben viel gesprochen und vortreffliche Reden gehalten — wir haben gehandelt und organisirt und unsere Macht durch die Association immer fester begründet. Jetzt zum ersten Mal tritt die Gelegenheit ein, der Regierung, welche den von uns für verderblich erkannten Zustand aufrecht erhält und unterstützt, den Kampf — den ernsten Kampf nicht durch Phrasen, sondern durch Thaten

anzubieten. Wir sind bereit zu diesem Kampf, wir sind entschlossen und vorbereitet, seine Durchführung bei den Wahlen durch unsere geschlossene Macht zu unterstützen. —

„Diese Herren aber," fuhr er ohne besondere höhere Betonung, aber mit einem gewissen schneidenden Ton in der Stimme fort, „scheinen unsere Anschauung nicht zu theilen; da aber der Kampf das einzige Mittel zum Ziele ist, da der Kampf, den wir aufnehmen wollen, entschlossen und konsequent fortgeführt werden soll, so müssen wir miteinander klar werden."

Jules Favre hatte, augenscheinlich durch die Worte des Sprechenden unangenehm berührt, zugehört. Eine leichte Bewegung der Ungeduld ließ seine Hand zucken, er wollte antworten —

„Ich frage," fuhr Varlin, ohne die Bewegung Jules Favre's zu beachten, mit erhöhter Stimme fort, — „ich frage im Namen des arbeitenden Volkes Sie, mein Herr, den Vertreter der Bourgeoisie, des wohlhabenden und intelligenten Mittelstandes, der zu verschiedenen Zeiten den Versuch gemacht hat, uns in der Bewegung des öffentlichen Lebens unter seine Führung zu nehmen — ich frage Sie, wenn wir Ihnen diese Führung überlassen, — werden Sie bereit sein, sobald der Augenblick dazu gekommen ist, die Waffen zu ergreifen?"

Er war bei den letzten Worten noch näher herangetreten und richtete seinen Blick scharf und durchdringend auf den Deputirten.

Jules Favre machte augenscheinlich eine Anstrengung, um sich dem Einflusse dieses merkwürdig stechenden Blickes zu entziehen, der wie eine Dolchspitze auf ihn eindrang.

Er warf den Kopf empor, strich das lange dichte Haar von der Stirn zurück und sprach mit ruhig gemessenem Ton, durch welchen eine Aufwallung ungeduldigen Zornes hindurchklang:

„Die Waffen zu ergreifen? — Das ist die Revolution, das letzte und — verzeihen Sie mir, brutalste Mittel, um seine Grundsätze im politischen Leben zur Geltung zu bringen. Ich verurtheile dieses Mittel nicht," fuhr er fort, „wenn es eben kein anderes mehr gibt, aber ich bin der Meinung, daß man mit der Anwendung dieses Mittels wirklich bis zum äußersten Augenblick warten müsse, da es die Gefahr in sich trägt, alles Gute neben vielem Schlechten zu vernichten, und," sagte er, indem seine Lippen sich hochmüthig kräuselten, „ich bin der Meinung, daß es uns, die wir auf der Höhe des Umblicks über das öffentliche Leben uns befinden, — daß es uns zustehe, uns überlassen bleiben müsse, zu erwägen und zu bestimmen, wann der Augenblick

der Anwendung jenes letzten gewaltsamen Mittels gekommen sei."

„Die Herren," sagte Varlin kalt, „haben freilich in Ihrer angenehmen Situation" — er ließ einen raschen Blick durch das Zimmer schweifen — „die Herren haben freilich bessere Muße, den Augenblick abzuwarten, als wir in den niedrigen und dunkeln Wohnungen der Arbeit, doch haben wir wohl das größere Interesse an dem endlichen Austrage des Kampfes und damit auch das Recht, über den Augenblick des Handelns zu entscheiden, der ohne unsere Mitwirkung vielleicht so weit hinausgeschoben werden möchte, daß die Früchte unseres Strebens künftigen Generationen zugute kämen. Ich aber," fuhr er mit einem leichten Lächeln fort, — „ich lege einen gewissen Werth darauf, mich selbst an dem Genusse der Früchte des Sieges zu betheiligen."

Eine dunkle Röthe flog über das Gesicht Jules Favre's.

Dießmal hielt er den Blick Varlin's voll aus, — indem seine breite Brust sich mächtig ausdehnte, sprach er mit tönender Stimme:

„Die Zustände der gegenwärtig in Frankreich herrschenden Macht sind innerlich schwach, ihre Grundlagen zerbröckeln von Tag zu Tag mehr, und nach meiner Ueberzeugung wird der Augenblick kommen und vielleicht

in nicht zu langer Zeit kommen, wo diese ganze scheinbar so starke Macht ohne gewaltige Erschütterung zusammenbricht. Ich wünsche und ich hoffe es mit Zuversicht, daß dieser Augenblick möge herbeigeführt werden können durch die Gewalt der öffentlichen Meinung und durch die stetige, wohlüberlegte Arbeit der intelligentesten und edelsten Geister der Nation. Das persönliche Regiment wird der fortgesetzten Kritik der Opposition, welche sich immer mehr durch alle Schichten des Volkes verbreitet, nicht Widerstand leisten können, es wird ohne die blutigen Schrecken einer Revolution freieren Staatseinrichtungen Platz machen, welche dem politischen wie dem sozialen Fortschritt freien Spielraum gewähren werden —"

„Und unter denen," fiel Varlin ein, „die Arbeiter in derselben Knechtschaft wie bisher ihr dunkles Leben fortführen werden, während das Kapital um so unumschränkter herrschen wird, da es dann nicht mehr diese persönliche Regierung geben wird, welche im Interesse ihrer Selbsterhaltung von Zeit zu Zeit daran denkt, der gefährlichen Spannung der Atmosphäre in der Arbeitswelt ein Sicherheitsventil zu öffnen."

„Ich glaube nicht, meine Herren," sagte Jules Favre, indem er einen Schritt zurücktrat und die Hand auf den vor seinem Schreibtisch stehenden Lehnstuhl

stützte, „ich glaube nicht, daß es nützlich sein könne, diese Diskussion, welche doch augenblicklich ohne praktisches Resultat bleiben muß, hier weiter zu führen. — Ich habe Ihnen über diejenige Frage, welche Sie unmittelbar zu mir geführt hat, meine Meinung gesagt und meine Gründe gegeben, — über weitergehende theoretische Prinzipienfragen zu disputiren, überlassen wir gewiß besser einer anderen Zeit und Gelegenheit."

Und mit einer leichten Neigung des Kopfes schien er anzudeuten, daß er seinerseits die Unterhaltung für beendet halte.

„Ich bedaure," sagte Tolain mit trübem Ausdruck, „daß wir ohne eine Verständigung über die gegenwärtige Frage auseinandergehen, indeß bin ich überzeugt," fügte er mit einer wärmeren Betonung hinzu, „daß wir uns über die großen Fragen, welche ein gemeinschaftliches Handeln so wünschenswerth machen, demnächst weiter aussprechen und verständigen werden."

Jules Favre verneigte sich schweigend.

„Ich glaube nicht," sagte Varlin, „daß der Herr Deputirte diese Hoffnung meines Freundes theilt — ich meinestheils wenigstens bin überzeugt, daß zwischen den Prinzipien, welche wir vertreten, und den Kreisen des Herrn Abgeordneten keine Verständigung über gemeinsames Handeln jemals stattfinden wird. — Wir müssen

eben unſern Weg allein gehen und entſchloſſen ſein, Alles niederzuwerfen, was ſich uns entgegenſtellt."

Und mit einer kaum merkbaren Neigung des Kopfes gegen Jules Favre wendete er ſich um, umfaßte noch einmal mit ſeinem kalten höhniſchen Blick das Ameublement des Zimmers und ging hinaus. Bourdon folgte ihm ſchweigend — Tolain grüßte artig und ging dann ganz traurig und niedergeſchlagen ſeinen Gefährten nach.

Als ſie auf der Straße angekommen waren, blieb Varlin ſtehen, warf einen voll Zorn und Haß funkelnden Blick nach den Fenſtern des Hauſes hinauf und ſprach mit grimmigem Ton:

„Ihr habt es jetzt geſehen, was wir von dieſen Bourgeois und liberalen Advokaten zu erwarten haben. Sie ſtreiten ſich mit den Machthabern um die Herrſchaft, aber an die Befreiung des in die Arbeitsketten geſchmiedeten Volkes denken ſie ſo wenig als jene, und wir würden, wenn ſie ſiegen, nur den Tyrannen wechſeln. — Und wahrlich, ihre Tyrannei würde ſchlimmer ſein, als die jetzige, weil ſie heuchleriſcher ſein würde, aber die Zeit wird kommen," fügte er leiſe und finſter hinzu, — „die Zeit wird kommen, wo wir Abrechnung mit ihnen halten werden, — jene werden wir niederſchlagen, — dieſe aber müſſen wir vernichten, — ausrotten mit Feuer und Schwert!"

Und er trat heftig auf das Trottoir mit einer Miene und einem Ausdruck, als habe er den Kopf eines zu Boden geworfenen Todfeindes unter seinem Fuß.

„Mein lieber Freund," sagte Tolain ruhig, „man verständigt sich nicht in einer Unterredung und Herr Favre ist ja nicht der einzige Vertreter seiner Kreise, so groß sein Einfluß in denselben auch sein mag.

„Mich hat," fuhr er fort, „diese ganze Unterredung noch weit mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß die Richtung, in welche wir durch die Kongresse von Genf und Lausanne gedrängt worden sind, eine falsche sei und daß wir besser gethan hätten, in unseren Bestrebungen niemals das Gebiet der Politik zu berühren, sondern uns ausschließlich mit dem Wohle der arbeitenden Klasse zu beschäftigen —"

„Das uns wie ein Mairegen vom Himmel gefallen wäre, nicht wahr?" rief Varlin bitter. — „Wie sollen wir denn für das Wohl der Arbeiter sorgen, wie sollen wir ihre Lage verbessern, wenn wir nicht den alten Staat und die alte Gesellschaft vorher in Trümmer schlagen! Doch," fuhr er fort, fast mitleidig die Achseln zuckend, „darüber werden wir uns ja niemals verständigen. — Ihr, mein guter Freund Tolain, werdet immer in utopistischem Wohlwollen durch blaue Wolken segeln und wir können doch nur zum Ziele kommen, wenn

wir unseren Fuß fest auf den Boden der Wirklichkeit stellen und vor der Konsequenz nicht zurückschrecken, die Mittel zu wollen, wenn wir den Zweck als richtig erkannt haben."

Tolain schwieg und schritt seufzend die Straße entlang.

An der nächsten Windung trennten sich die drei Gefährten. — — —

Zahlreiche Arbeiter sah man zur vorgerückten Abendstunde desselben Tages in die enge und dumpfe Straße des Gravilliers einbiegen. Sie schritten über den finstern Hof des Hauses Nr. 44, stiegen die Treppe zum Hinterhause empor und traten in das große Zimmer, in welchem der pariser Zweigverein der internationalen Association seine Sitzungen hielt.

Es war Alles hier wie sonst. Der alte Héligon saß an der Thür, die Legitimationskarten der Eintretenden empfangend und prüfend. An dem Tisch an der Langseite des Zimmers saß der Ausschuß, Chémalé, Bourdon und Varlin, — Tolain auf dem einfachen Präsidentenstuhl. Das große Zimmer war dicht mit Arbeitern gefüllt und sowohl diese außergewöhnlich zahlreiche Versammlung als der Ausdruck hochgespannter Erwartung, den man auf allen Gesichtern bemerken

konnte, ließ vermuthen, daß irgend etwas Außerordentliches vorgehen soll.

Tolain erklärte die Versammlung für eröffnet und theilte mit wenigen einfachen Worten die Antwort mit, welche er von Jules Favre auf seine Aufforderung zur Mandatsniederlegung erhalten hatte.

Ein tiefes Schweigen folgte zunächst dieser Mittheilung. Jedermann schien zu erwarten, daß der einfachen Erzählung der Thatsachen noch irgend welche weitere Erklärungen folgen werden.

Als Tolain schwieg, begannen einzelne Stimmen sich aus der Versammlung zu erheben. Man machte seinem Unwillen über die Deputirten Luft in oft nicht sehr gewählten und schmeichelhaften Ausdrücken.

„Man muß diesen Herren Phraseurs ein Mißtrauensvotum geben, — man muß eine Agitation unter den Wählern organisiren, wenn sie ihr Mandat nicht niederlegen wollen, so muß man es ihnen entziehen —“ so rief es von allen Seiten — die Stimmen wurden lauter und lauter — die Aufregung stieg und drohte in einen Tumult auszuarten — Alles sprach und schrie durcheinander — Tolain versuchte vergeblich Ruhe zu schaffen.

Da erhob sich Varlin. Sein bleiches, scharfes Gesicht zeigte den Ausdruck gebieterischen Befehls. Er er-

hob leicht die Hand gegen die Versammlung und sprach mit wenig erhöhter, aber einschneidend durchdringender Stimme: „Ruhig, meine Freunde, und hört mich an!"

Es war mehr der Blick, die ganze Erscheinung des Mannes, als seine Worte, welche diese ganze aufgeregte Versammlung fast augenblicklich zum Schweigen brachte.

„Meine Freunde," sprach er, „die gerechte Entrüstung über die feigen und heuchlerischen Gesinnungen der Bourgeoisie und ihrer Führer reißt euch fort, aber glaubt mir, man führt euch auf falsche Bahnen — den Deputirten ein Mißtrauensvotum zu geben — wozu sollte das führen? — Ihr Mandat könnt ihr ihnen doch nicht entziehen und ihr würdet weiter nichts erreichen, als die eigene Arbeit für das Wohl der Zukunft zu erschweren. — Nein, meine Freunde, keine Demonstration, keine äußeren Zeichen eurer gerechten Entrüstung — jede Demonstration warnt den Gegner und schadet dadurch uns selbst. — Benutzen wir die gemachte Erfahrung, werden wir uns Alle klar darüber, daß wir Nichts gemeinsam haben können mit den Elementen der alten Gesellschaft, daß die liberale Bourgeoisie uns noch viel feindlicher ist, als die Vertreter der absoluten monarchischen Regierung. Der Absolutismus stellt uns einen Gegner entgegen, dessen Macht wir bisweilen für unsere

Zwecke benutzen können, und den wir, wenn die Stunde gekommen ist, mit einem Male niederzuwerfen im Stande sind. Diese Bourgeoisie aber ist ein tausendfältiger ineinander gegliederter Organismus, den wir nicht mit einem Streich überwinden können — wir müssen ihn zersetzen; wenn wir endlich siegen wollen, so werden wir ihn ebenso mit Blut und Feuer vernichten müssen, wie das einst der große Marat mit der alten Gesellschaft vor 1793 that. — Organisiren wir uns fester, gehen wir ruhig, langsam und unerschütterlich nach wohlüberlegtem Plane vorwärts, seien wir uns bewußt, daß wir einen Vernichtungskrieg gegen die Bourgeoisie führen, aber zeigen wir ihr nicht unsere Absicht und unseren Entschluß, denn," sagte er mit einem finstern Lächeln, „ein gewarnter Mann lebt lange. Diese liberalen Advokaten, hinter welchen die Bourgeoisie hermarschirt, sind uns unendlich nützlich — sie unterminiren mit ihrer systematischen Opposition die Autorität der Staatsgewalt, zersetzen die alten konservativen Glieder der Gesellschaft und zerstören die Macht der Religion und der Priester. — Das Alles thun sie nicht für uns — sie thun es, um für sich die Herrschaft zu erlangen — sie ahnen nicht, daß sie unsere Minirer sind und daß wir einst die Früchte ihrer langsamen Arbeit ihnen mit raschem Griff vor dem Munde wegpflücken werden.

„Sollen wir, meine Freunde, diese Leute aus ihrer Verblendung reißen? — sollen wir sie erkennen lassen, wohin sie gehen? — sie würden in demselben Augenblick unsere Gegner werden, sie würden sich mit der Macht der Autorität verbinden und unsere Arbeit unendlich erschweren. — Unterstützen wir nicht das Spiel des Herrn Polizeipräfekten," rief er höhnisch, „welcher von Zeit zu Zeit gern das Phantom der rothen Republik über den Hintergrund der politischen Bühne marschiren läßt, um diese guten Bourgeois einzuschüchtern. — Sie glauben ihm nicht — aber wenn sie uns ernsthaft in geschlossener Front gegen sich anrücken sähen, so würden sie mit starrem Entsetzen sich unter die Flügel der Regierung flüchten und wir würden statt zweier getrennter, sich untereinander bekämpfender Gegner eine fest verbundene Phalanx uns gegenüber sehen, welche zu durchbrechen wir vielleicht noch lange nicht die Kraft hätten. Darum, meine Freunde," rief er mit erhöhter Stimme, „lernen wir durch die Erfahrung, welche wir soeben gemacht, aber benutzen wir das Erlernte in stiller Vorsicht. Unsere Losung sei: ‚Schweigen und Handeln!'"

Er schwieg.

„Varlin hat Recht — was soll es nützen, gegen die Bourgeoisie zu demonstriren — warten wir unseren Augenblick ab und zertreten wir diese Heuchler —" so

rief es hier und dort in der Versammlung. — Die Ruhe hatte sich vollständig wieder hergestellt — man wartete, was da kommen würde, denn man fühlte, daß noch etwas kommen mußte. Varlin hatte sich noch nicht gesetzt und ließ seinen kalten scharfen Blick über die Versammlung schweifen.

„Meine Freunde," sprach er nach einigen Augenblicken, „ich freue mich, daß ihr Alle die Gründe einseht und billigt, welche mich bestimmt haben, euch von jeder demonstrativen Handlung abzurathen, ebenso aber glaube ich auch, daß ihr die Nothwendigkeit des Kampfes mit der Bourgeoisie, die Nothwendigkeit des Bruches mit der Halbheit und Unklarheit verstehen und billigen werdet. Ihr werdet gewiß jetzt gern geneigt und bereit sein, einen scharfen und unermüdlichen Kämpfer für unsere Sache anzuhören, welcher der großen Weltverbindung des wahren Fortschritts angehört und aus der Schweiz hierher gekommen ist, um euch seine Ansichten auszusprechen."

Ausrufe der Neugier und gespannter Erwartung machten sich in der Versammlung vernehmbar.

Tolain richtete sich empor und blickte fragend auf Varlin.

Es war ein Eingriff in seine Präsidentenrechte, daß Varlin hier in der Sitzung des pariser Zweigvereins

einen Fremden ankündigte, von dessen Anwesenheit er nichts wußte.

Bevor er jedoch seinem Erstaunen Worte gegeben hatte, fuhr Varlin zu sprechen fort:

„Ich bitte also unsern Freund Tolain um die Erlaubniß, in unsere Versammlung einführen zu dürfen den Bürger Michel Bakunin, welcher die Welt durchreist, und auf beiden Hemisphären die Zustände der Staaten und der Gesellschaft gründlich studirt hat, der überall mit glühendem Eifer der Sache diente, welche die unsere ist. Er ist heimlich hierhergekommen — er hat in den russischen Bergwerken die Märtyrerkrone seiner Gesinnung erhalten, er darf von der hiesigen Polizei nicht entdeckt werden — ich weiß, daß unter uns kein Verräther ist."

Eine dunkle Röthe erschien auf dem bleichen Gesicht von Tolain.

„Unsere Versammlung," sagte er, „ist konstituirt aus pariser Arbeitern als pariser Zweigverein der internationalen Association — ich kann es nicht für zuläßig halten, in diese Versammlung Jemand einzuführen, der ihr weder angehört, noch von einem der andern Vereine, mit denen wir in Beziehung stehen, an uns abgeordnet worden ist."

„Ich kann meinem Freunde Tolain nicht Recht

geben," sprach Varlin kalt und ruhig, „denn wenn wir uns in so engherzigen Formenzwang einschließen wollten, so wäre unsere Verbindung ja nichts Anderes als jene mittelalterlichen Zünfte und Gilden, welche das Leben des damaligen Arbeiterstandes in tödtende Fesseln schlugen. Wir arbeiten für die Freiheit, und wenn wir hier eine pariser Verbindung sind, weil wir uns räumlich von der Abhängigkeit vom Ort nicht freimachen können, so dürfen wir uns doch geistig nicht in lokale Grenzen einengen und dem Geist, der mit uns nach denselben Zielen strebt und geistig und innerlich mit uns einig ist, dürfen wir den Zutritt nicht versagen."

„Jede Organisation," erwiederte Tolain, gewaltsam seine innere Erregung niederdrückend, mit leicht zitternder Stimme, „kann nur dann stark sein, wenn sie den Gesetzen, die sie sich gegeben, unverbrüchlich gehorcht, und ich glaube nicht, daß nach unseren Gesetzen Jemand, der nicht zu den pariser Arbeitern gehört —"

„Das oberste Gesetz unserer Verbindung," sprach Varlin, „ist der Wille des Volkes, welcher jedesmal durch den Beschluß der Majorität der Versammlungen sich ausspricht, — kein Gesetz steht höher als dieser Wille — das Gesetz ist der Tod — die Majorität ist der Fortschritt, — die Freiheit — das Leben. — Ich frage

deßhalb die Versammlung, ob sie den Bürger Michel Bakunin hören will oder nicht?"

Noch bevor Tolain irgend eine Bemerkung machen konnte, erhoben sich laute Rufe der Zustimmung aus allen Theilen des Zimmers.

Tolain warf einen traurigen Blick umher und setzte sich schweigend nieder.

Varlin gab dem alten Héligon einen Wink, dieser ging hinaus und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einem großen, breit untersetzten Mann in den Saal zurück, den er an den Tisch des Vorstandes führte.

Der Eingetretene erregte die gespannteste Aufmerksamkeit der Versammlung.

Seine ganze Erscheinung trug den Stempel schrankenloser Wildheit, man konnte glauben, daß dieser Mann soeben aus den weiten Steppenwüsten hergekommen sei — das Kleid der civilisirten Welt, das er trug, paßte nicht für seine Glieder — seine Züge hatten den Ausdruck tartarischer Abkunft, sein Bart, sein tief in die Stirn herabwachsendes Haar, seine aufgeworfenen Lippen, selbst die Bewegung seiner Hände — das Alles erschien fremdartig in dieser Versammlung von Menschen des romanischen Stammes — und je wilder und fast erschreckend seltsam diese ganze Erscheinung dastand, um so mehr überraschte der tief gutmüthige Ausdruck

der ein wenig hervorstehenden und schief geschlitzten Augen.

Eine tiefe Stille trat ein.

Michel Bakunin, der russische Wilde, — der König von Sachsen, wie man ihn als Spitznamen von der sächsischen Revolution her nannte, — streckte die Hand gegen die Versammlung aus und sprach mit einer Stimme, deren tiefe Gutturaltöne ein wenig an das Brüllen der Wüstenthiere erinnerten, in jenem den Russen eigenthümlichen Französisch mit den scharf betonten Konsonanten:

„Ich grüße euch, Freunde und Brüder, im Namen der Erlösung der arbeitenden Menschheit aus den Fesseln, in welche Könige, Priester und Weiber sie geschlagen haben. Ich komme zu euch, um euch zu verkündigen die Grundsätze des neuen Evangeliums, das sich verbreiten muß über die ganze Welt hin, und von dessen Wahrheit die freiesten Geister aller Welttheile durchdrungen sind. Dieß Evangelium duldet keine Halbheiten und Unklarheiten. Das Alte muß ausgerottet werden, um dem Neuen Platz zu machen. Die Lüge muß vernichtet werden, um der Wahrheit den Sieg zu schaffen."

Er hielt einen Augenblick an.

Lautlose Stille herrschte im Zimmer.

Alle Welt war betroffen von dieser eigenthümlichen

Erscheinung in ihrer wilden Ursprünglichkeit, von dieser rollenden Stimme, von diesen Worten, welche da erklangen wie die Verkündigung aus dem Munde eines Propheten der Vernichtung.

„Die Lüge müssen wir zerstören, meine Freunde und Brüder," fuhr Bakunin fort, „und damit müssen wir anfangen beim Anfange. Der Anfang aller Lügen, aus denen die Knechtschaft in der Welt geschmiedet wird — ist Gott!"

Ein Rauschen ging durch das Zimmer, wie ein einziger großer Athemzug.

Die ganze Versammlung bog sich zusammen bei diesem gewaltigen Faustschlage, den der tartarische Prophet so ohne Vorbereitung gegen das Grundfundament alter Gesellschaftsordnungen führte, welche im Lauf der Jahrtausende das Leben der Völker geregelt haben.

In einzelnen Herzen klang dieses gewaltige Wort der Verneinung wie ein Trost, wie eine letzte Befreiung von Skrupeln und Bedenken, welche hie und da noch sich erhoben im Kampfe gegen die Schranken des Bestehenden. — Andere fühlten sich bis in's Innerste hinein erbeben bei dieser wilden Kriegserklärung des Geschöpfs gegen den Schöpfer — Alle, welche eine ideale Verbesserung der menschlichen Gesellschaftszustände erstrebten, zitterten bei diesem Bekenntnisse, das jeden idealen Aufschwung

ausschloß und die Zukunft der Menschheit in den Abgrund des rohesten Materialismus hinabstürzte.

„Die Könige und die Priester," fuhr Bakunin fort, „haben seit Generationen in die Geister und die Herzen der Menschen den Glauben an einen über dieser Welt thronenden Gott eingeimpft. Sie haben den Menschen die Vorstellung beigebracht, daß nach ihrem Leben eine zweite Existenz beginnen würde, in welcher der von den Tyrannen erfundene Gott sie bestrafen würde mit ewigen Qualen, wenn sie den zu ihrer Knechtung geschaffenen Gesetzen hier auf Erden nicht gehorcht hätten.

„Dieser Gott ist weiter nichts als ein Scherge der absoluten Tyrannei, als ein Gespenst, das man erscheinen läßt, um durch Lockungen oder Drohungen neun Zehntheile der Menschheit von einem Zehntheile abhängig zu machen. — Gäbe es einen Gott, meine Freunde," rief er mit wildem Klang der Stimme, „wahrlich dieser Gott müßte damit anfangen, den Blitzstrahl, den man ihm ja in die Hand gibt, herabzuschleudern, um die Throne zu zertrümmern, an deren Stufen man die geknechtete Menschheit in Ketten schmiedet, um die Altäre zu zerschlagen, von denen aus man die Wahrheit mit lügnerischen Weihrauchwolken verhüllt. — Reißt darum aus euren Herzen den Glauben an Gott, den die Priester von Jugend auf in euch gesenkt haben wie einen Angel-

haken in die Eingeweide eines Fisches, denn so lange noch eine Spur von diesem thörichten Aberglauben in euch lebt, werdet ihr nie zur wahren Freiheit gelangen!"

Die tiefe Stille im Zimmer wurde nur durch die Athemzüge der Versammelten unterbrochen. — Varlin's scharfes Auge verfolgte umherspähend den Eindruck der Worte Bakunin's. — Tolain saß mit gebeugtem Haupt schweigend da.

„Habt ihr," fuhr Bakunin fort, „den Glauben an Gott und die Furcht vor diesem Schreckensgespenst der Priester in euren Herzen vernichtet, habt ihr die Ueberzeugung gewonnen, daß das Wesen eurer Existenz ebenso wie diese ganze Welt, die euch umgibt, gebildet ist durch die nach dem Gesetz der Schwere und der Attraktion bedingte Zusammensetzung der Atome, so habt ihr den ersten und wichtigsten Schritt zur Freiheit gethan und werdet leicht in euch den Glauben an die zweite Lüge zerstören, welche die Tyrannei erfunden.

„Die erste Lüge war Gott — die zweite Lüge ist das Recht!

„Die Macht, um sich Dauer und Bestand zu sichern, erschuf die Fiktion des Rechts, des Rechts, das sie selbst nicht achtet, das nur die Schranke bilden soll, um die schüchterne Dummheit der Masse von jedem Angriff zurückzuhalten.

„Die Macht, meine Freunde, ist das einzige Fundament der Gesellschaft, die Macht gibt das Gesetz und hebt es wieder auf — und die Macht, meine Freunde, ist bei uns, sie ruht in den Händen der Majorität dieser neun Zehntheile der menschlichen Gesellschaft, deren überlegene Kraft von dem einen Zehntheil unterjocht wird, weil dieß eine Zehntheil die lügnerische Fiktion des Rechts zu seiner unnatürlichen Herrschaft benutzt und euch Alle daran gewöhnt hat, vor dem Recht eure Häupter und Arme zu senken. Durchdringt euch mit dem Gefühl und dem klaren Bewußtsein eurer Macht, zertrümmert diesen Götzen des Rechts, welcher selbst bei Vielen von euch noch aufrecht dasteht, die längst die Lüge des nebelhaften Gottes der Priester erkannt haben. — Habt ihr die Furcht vor Gott verbannt — habt ihr die kindische Achtung vor der Fiktion des Rechts vernichtet, dann werdet ihr wie dünne Fäden alle jene übrigen Ketten zerreißen, mit welchen man euch in die Knechtschaft geschmiedet hat — die Ketten, welche man nennt: Wissenschaft — Civilisation — Eigenthum — Ehe — Gesetz!

„Euer Gesetz ist euer Wille, aber um dieses Gesetz zur Anerkennung zu bringen und das richtige Verhältniß zwischen der Majorität und der Minorität der Menschheit wieder herzustellen, müßt ihr Alles zertrümmern, was

in den tausendjährigen Bauten der Staats- und Gesellschaftsordnung aufgerichtet ist.

„Erzieht euch selbst, erzieht eure Kinder in diesen Grundsätzen der Wahrheit, damit, wenn der große Augenblick des Schlages gekommen ist, um die neue Welt aufzurichten, euer Blick nicht geblendet werde durch die falschen Truggebilde, welche die Tyrannen des Thrones und Altares vor euch aufsteigen lassen.

„Ich fordere euch nicht auf, etwas zu beschließen oder zu thun — die Negation ist die Bedingung für das Heil der Zukunft — euer erstes Werk muß die Zerstörung sein — die Vernichtung alles Bestehenden. — Verneint Alles — denn ihr müßt Alles zerstören lernen, das Gute mit dem Schlechten, denn wenn nur ein Atom von der alten Welt übrig bleibt, so wird die neue niemals erbaut werden. —

„Haben doch jene Priester, als einst die große Zerstörungsflut über die Menschheit hereinbrach, das Märchen erfunden von jenem Noah, der durch ihren Gott ganz besonders errettet wurde — nur damit der Samen und Keim der alten Lügenherrschaft hinüber wuchere in die neue Welt.

„Wenn ihr einst," fuhr er mit fast brüllender Stimme fort, „das Werk der Zerstörung beginnt — wenn die Fluten der lange geknechteten Massen sich vernichtend

daher wälzen werden über die Tempel und Paläste, — dann, meine Freunde, tragt Sorge, daß in keiner Arche ein Atom jener Welt, die wir der Vernichtung weihen, hinüber gerettet werde."

Er schwieg, ließ noch einmal seinen aus Gutmüthigkeit und wahnsinniger Wildheit gemischten Blick über die Versammlung gleiten und trat zum Tisch des Vorstandes zurück.

Einige Augenblicke blieb Alles schweigend unter dem Eindruck seiner Worte. — Dann erhoben sich die Stimmen brausend wie der Sturm — Tolain sprang auf, sein sonst so sanftes Auge sprühte Flammen — er erhob die Hand — er wollte sprechen — aber eben so gut hätte man zu den vom Orkan aufgewühlten Wogen des Ozeans sprechen können oder zu den im Kampf der Elemente am Himmel zusammengeballten Wetterwolken, als zu dieser Versammlung.

Varlin saß schweigend da und blickte mit kaltem Lächeln in den Tumult.

Tolain erhob endlich den Hammer, der vor ihm lag, ließ ihn mit tönenden Schlägen auf den Tisch niederfallen und erklärte die Versammlung für geschlossen.

Niemand hörte diese Erklärung — Niemand beachtete sie — Alles sprach, schrie und gestikulirte. Gruppen auf

Gruppen verließen den Saal und man hörte im Hof und auf der Straße die lauten Stimmen weitertönen.

Bakunin hatte das Zimmer ebenfalls verlassen, — ein Mann in blauer Blouse, mit einem gemeinen, von wilden Leidenschaften und gemeinen Debauchen zerrissenen Gesichte, dessen unterer Theil von einem dichten blonden Bart bedeckt war, folgte ihm in einiger Entfernung bis zu einer kleinen Straße in der Nähe der Boulevards des Batignolles, wo der tartarische Agitator in ein kleines, unscheinbares und schmutzig aussehendes Restaurationslokal eintrat. —

Als das Zimmer in der Rue des Gravilliers leer geworden, packte Tolain schweigend die auf den Tischen liegenden Bücher und Papiere zusammen und schloß sie in einen großen Kasten, der in einer Ecke stand — dann grüßte er mit mildem und tief traurigem Lächeln seine Gefährten und schritt in die Nacht hinaus, indem er leise vor sich hin sprach: „Das ist der Anfang vom Ende!"

*

Der Mann in der blauen Blouse, welcher Bakunin verfolgt hatte, begab sich nach dem Faubourg St. Antoine und stieg dort die dunklen Treppen eines vierstöckigen Hauses hinauf. Er trat in ein kleines Zimmer, eine einfache Arbeiterwohnung. Aus einem verschlossenen

Schrank, welcher nebst einem Bett, einem Tisch und einigen Stühlen das Ameublement dieses Zimmers bildete, nahm er einen schwarzen Rock und hohen Hut, kämmte seinen verwilderten Bart und verließ nach kurzer Zeit fast unkenntlich verändert das Haus.

Er ging raschen Schrittes nach der Polizeipräfektur, zeigte dem Huissier eine Karte und wurde trotz der vorgerückten Stunde in das Kabinet des Herrn Pietri eingeführt. —

Eine Stunde später erschien ein Trupp von fünf bis sechs Sergents de Ville, begleitet von zwei Kommissären in Civil, in dem Hause Nr. 44 der Rue des Gravilliers. Der Concierge, welchem die Kommissäre eine schriftliche Ordre vorzeigten, zog sich schweigend zurück — man stieg zu dem Zimmer im Hinterhause hinauf, welches einige Zeit vorher der Schauplatz so bewegter Szenen gewesen war — man öffnete mit Leichtigkeit die Thüre und fand ebensowenig Widerstand an dem einfachen Schloß des Kastens, in welchem die Papiere des Zweigvereins von Paris verwahrt waren. Die Kommissäre nahmen diese Papiere zu sich — man legte die Siegel an die Thür und bald war diese ganze Angelegenheit beendet, ohne daß die übrigen Bewohner des Hauses irgend etwas Außerordentliches bemerkt hätten.

Siebentes Kapitel.

In ziemlich früher Morgenstunde fuhr die einfache Equipage des Marschalls Niel in den Hof der Tuilerieen.

Der Marschall stieg aus und trat durch das große, von einem Zeltdach überragte Portal in das Palais. Die Haltung des französischen Kriegsministers war militärisch fest und kräftig, sein etwas bleiches und abgespanntes Gesicht aber trug den Ausdruck körperlicher Leiden, welche jedoch durch energische Willenskraft niedergedrückt wurden. Der Marschall trug den einfachen schwarzen Morgenanzug und kaum hätte man in dieser so bescheiden einhertretenden Persönlichkeit, welche nur durch das geistig erleuchtete, scharfblickende Auge ausgezeichnet war, den ersten militärischen Würdenträger des Kaiserreichs erkennen mögen.

Der Marschall stieg, ohne in das Zimmer der Adjutanten vom Dienst einzutreten, gerade zu den Apparte-

ments des Kaisers empor, er fand den alten Kammerdiener Felix im Vorzimmer und wurde von diesem mit all' dem ehrerbietigen Eifer, welcher sowohl seinem Rang als seiner persönlichen Vertrauensstellung zum Kaiser entsprach, in das Kabinet des Souverains eingeführt.

Napoleon III. saß neben seinem Frühstückstisch in einem großen Fauteuil zurückgelehnt. War auch das Aussehen des Kaisers nicht kräftiger und gesünder geworden, und zeigten sich an seinen Schläfen mehr graue Haare als früher, so war doch sein Blick in diesem Moment frei und heiter, ein zufriedenes Lächeln war auf seinen Lippen, mit besonderem Genuß schien er die blauen Ringelwölkchen seiner Cigarrette in die Luft zu blasen, während er aufmerksam anhörte, was der kaiserliche Prinz ihm von einem Papier vorlas, das er in der Hand hielt.

Der junge Prinz, diese Hoffnung der kaiserlichen Dynastie, war ziemlich stark in die Höhe geschossen und seine Haltung sowohl als sein bleiches, etwas nervös gezogenes Gesicht, das in seinem untern Theil an die Kaiserin erinnerte, während es des Vaters eigenthümliche Stirnbildung zeigte, ließen die Spuren der langen und schweren Krankheit erkennen, welche der Prinz im vorigen Jahre überstanden hatte. Seine großen Augen

aber blickten trotz ihres sinnenden, fast träumerischen Ausdrucks frei und klar und das jugendlich sympathische Gesicht des Prinzen war leicht erröthet und bewegt durch den Vortrag, den er seinem Vater hielt.

Der Kaiser erhob sich bei dem Eintritt des Marschalls und reichte ihm mit freundlichem Gruß die Hand, während der Prinz in militärischer Haltung ehrerbietig die Begrüßung dieses hohen Würdenträgers der französischen Armee erwiederte.

„Sie sehen hier, mein lieber Marschall," sagte der Kaiser lächelnd, indem er sich wieder niederließ und der Kriegsminister auf seinen Wink ihm gegenüber Platz nahm, — „Sie sehen hier einen künftigen Soldaten Frankreichs, welcher den Gesinnungen Ausdruck gegeben hat, die stets in den großen Zeiten die edelsten Krieger unserer Nation beseelt haben, — den Gesinnungen der Ehrfurcht gegen die Religion und die Kirche. Ich habe mich," fuhr er nachdenklich emporblickend fort, „noch bei meiner Anwesenheit in Orleans vor wenigen Tagen davon überzeugt, wie tief diese Gesinnungen in das Herz des Volkes gesenkt sind und mit wie treuer Pietät Volk und Armee die Tradition jenes großen Wunders bewahren, das Gott einst durch die Jungfrau zur Errettung Frankreichs verrichtet."

Ernſt erwiederte der Marſchall:

„Ich hoffe, Sire, daß dieſe Geſinnungen immer in der franzöſiſchen Armee werden lebendig bleiben, wenn ich auch als Miniſter Eurer Majeſtät die Wunder der göttlichen Allmacht nicht in meine Berechnungen ziehen darf, ſondern vielmehr dahin arbeiten muß, die materiellen Kräfte Frankreichs zu organiſiren und anzuſpannen.“

„Sie haben Recht — Sie haben Recht,“ ſagte der Kaiſer freundlich, — „aide toi et Dieu t'aidera! — immerhin aber iſt auch materiell die Kirche ein ſtarker und mächtiger Bundesgenoſſe, den die Herrſcher ſich erhalten müſſen. — Der Prinz hat,“ fuhr er fort, „ein Dankſchreiben an den heiligen Vater verfaßt für den apoſtoliſchen Segen, den Seine Heiligkeit ihm zu ſeiner erſten Kommunion zu überſenden die Güte hatte. Mein Sohn hat das Schreiben ganz nach ſeinen eigenen Gedanken aufgeſetzt und es hat alſo wenigſtens den Vorzug, der aufrichtige Ausdruck ſeiner Geſinnungen zu ſein.“

Er nahm den Brief aus der Hand des Prinzen und reichte ihn dem Marſchall.

Dieſer las ihn langſam mit Aufmerkſamkeit durch, während der Kaiſer forſchend zu ihm hinüberblickte.

Die Miene des Marschalls drückte Zufriedenheit aus — er nickte mehrmals zustimmend mit dem Kopf.

„Der Brief ist vortrefflich," sagte er dann, „und drückt in seiner einfachen, natürlichen Sprache vollkommen die Gesinnungen aus, welche ein guter Franzose und künftiger Soldat haben muß."

Der Prinz erröthete vor Vergnügen. Sein lebhaft bewegtes Gesicht, voll Stolz über das Lob des Marschalls, war wirklich schön in diesem Augenblick — der Blick des Kaisers ruhte mit dem Ausdruck zärtlicher und inniger Liebe auf seinem Sohn.

„Jetzt," sagte er, „gehe hin und schreibe Deinen Brief in's Reine, damit er morgen nach Rom abgehen kann."

Der kaiserliche Prinz verstand, daß er entlassen sei, küßte die Hand seines Vaters und verließ, mit tiefer Verneigung den Gruß des Marschalls erwiedernd, das Kabinet.

Der Kaiser blickte ihm mit warmem Gefühl nach, richtete sich dann ein wenig in seinem Sessel empor, stützte den Arm leicht auf die Seitenlehne und sah den Minister erwartungsvoll an, zum Zeichen, daß er bereit sei zu hören, was derselbe ihm vorzutragen habe.

„Sire," begann der Marschall mit seiner festen und klaren Stimme, „Eure Majestät erinnern sich, welche

Aufgabe ich mir gestellt habe, als ich vor fast zwei Jahren das Portefeuille des Krieges aus Ihren Händen empfing."

Der Kaiser drehte die Spitze seines Schnurrbarts zwischen den Fingern und nickte schweigend mit dem Kopf.

„Es kam darauf an," fuhr der Marschall fort, „die französische Armee zu der Höhe der Schlagfertigkeit zu erheben, welche nothwendig ist, um dem unter preußischer Führung geeinigten Norddeutschland mit Siegeszuversicht den Kampf anbieten zu können, was damals nach der übereinstimmenden Ansicht aller Marschälle nicht möglich war."

Der Kaiser neigte abermals zustimmend das Haupt und hörte in schweigender Aufmerksamkeit zu.

„Ich komme heute," fuhr der Marschall Niel fort, „um Eurer Majestät zu sagen, daß die mir gestellte Aufgabe im Großen und Ganzen erfüllt ist."

Das Auge des Kaisers leuchtete auf.

„Die Bewaffnung der Armee mit den Chassepotgewehren," fuhr der Marschall fort, „ist fast ganz durchgeführt — es wird nur noch darauf ankommen, das Exercitium, welches die neue Waffe bedingt, den Truppen zur vollständigen Gewohnheit zu bringen, um alsdann die ganze Armee mit dem vollen Uebergewicht der neuen Bewaffnung in das Feld rücken zu lassen."

„Und Sie haben die Ueberzeugung," fragte der Kaiser, „daß die Chassepots vollständig den Zündnadeln das Gleichgewicht halten?"

„Sire," erwiederte der Marschall, „es ließe sich viel über die Vorzüge der einen oder der anderen Waffe sagen, und es wird sehr schwer sein, wie Eure Majestät noch besser als ich beurtheilen können — genau festzustellen, welches die absolut bessere sei. — Nach meiner militärischen Ueberzeugung aber ist die Erörterung dieser Frage von keinem praktischen Werth. — Bei dem fast märchenhaften Prestige, welches das Zündnadelgewehr umgibt, war es für das moralische Bewußtsein der Soldaten eine unerläßliche Nothwendigkeit, ihnen ebenfalls ein Hinterladungsgewehr zu geben und sie mit der Ueberzeugung zu erfüllen, daß dieß noch besser sei, als die preußischen Zündnadelgewehre. — Das ist geschehen, die Armee ist von der Ueberlegenheit des Chassepots überzeugt und wird mit dem vollen Gefühl der Siegesfreudigkeit in den Kampf gehen — damit ist erreicht, was zunächst nöthig war, die vollständige Einübung mit der neuen Waffe wird gegenwärtig vollendet und in Chalons, Lannemezan und den übrigen von Eurer Majestät befohlenen Lagern auf die letzte Probe gestellt werden. Nachdem dieß geschehen, wird die Armee jeden Augenblick

bereit sein, auf Eurer Majestät Befehl jeden Kampf mit jedem Gegner aufzunehmen."

„Und die Mitrailleusen?" fragte der Kaiser.

„Eure Majestät wissen," erwiederte der Marschall, offen und frei den Blick seines Souveräns erwiedernd, „daß ich dieser technisch so vortrefflichen Waffe für die Feldoperationen der Armee und für die militärischen Erfolge in großen Aktionen einen verhältnißmäßig nur geringen Werth beilege. Es mag immerhin gut sein, daß der geheimnißvolle Nimbus, der die Mitrailleusen noch umgibt, den Soldaten noch höheres Vertrauen einflößt und die Gegner mit Schrecken erfüllt, — der entscheidende Erfolg aber wird in den Kriegen der Gegenwart mehr und mehr immer von den taktischen Bewegungen abhängen und Demjenigen wird immer der Sieg zufallen, dem es gelingt, jedesmal zur rechten Zeit am rechten Ort mit der Genauigkeit mathematischer Berechnungen das numerische Uebergewicht an Streitkräften zu versammeln — Eure Majestät haben die Berichte des Oberstlieutenant Baron Stoffel gelesen?" fragte er.

Der Kaiser nickte bejahend und blickte den Marschall erwartungsvoll an.

„Mit vollem Recht," fuhr dieser fort, „findet der Oberstlieutenant die Grundlage der erfolgreichen Kraft

der preußischen Armee in der hohen Intelligenz und allseitigen Bildung des großen Generalstabs der Armee sowie der einzelnen Generalstäbe der Korps, wodurch in Verbindung mit der ebenfalls außergewöhnlichen militärischen und wissenschaftlichen Bildung der sämmtlichen Offiziere eine Sicherheit und Leichtigkeit für die kombinirtesten taktischen Bewegungen hergestellt wird, welche der preußischen Armee eine hohe Ueberlegenheit gibt und welcher dieselbe ausschließlich ihre Erfolge gegen Oesterreich zu danken hat, dessen Truppen an persönlicher Tapferkeit und Tüchtigkeit gewiß nicht hinter den preußischen zurückstanden."

„Der Oberst hat gewiß Recht," sagte der Kaiser, „indeß" — fügte er mit verbindlichem Lächeln hinzu, „glaube ich, daß der große Generalstab der französischen Armee unter Ihrer Leitung, mein lieber Marschall, niemals hinter demjenigen irgend einer Macht zurückstehen wird."

„Ich will Eurer Majestät," erwiederte der Marschall, „ohne alle falsche Bescheidenheit aussprechen, daß ich glaube, so viel Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt zu haben, um es unternehmen zu können, mich im Felde jedem Gegner gegenüber zu stellen, aber," fuhr er fort, „die Fäden, an welchen die Bewegungen großer Armeen geleitet werden, bilden einen sehr künstlichen und sehr

weitverzweigten Mechanismus, zu welchem eine große Anzahl theoretisch und praktisch ausgebildeter Offiziere gehören, wenn die Gedanken des Chefs richtig und ohne Zögerungen durchgeführt werden sollen. Solche Offiziere, Sire, finden sich in der französischen Armee nicht in so großer Anzahl als in der preußischen, es wird daher erforderlich sein, die geeigneten Elemente überall aufzusuchen und in den Generalstäben zu vereinigen. Zugleich werden die Offiziere aller Grade so schnell und so gründlich als möglich auf einen eventuellen Feldzug nach dem Rhein hin vorbereitet werden müssen — ich habe zu diesem Zweck Karten mit erläuterndem Text vorbereiten lassen und es müßten dieselben jedenfalls einige Zeit, bevor Eure Majestät den Moment einer ernsten Aktion für gekommen erachten werden, an die einzelnen Korps vertheilt werden."

„Ich bitte Sie, mein lieber Marschall," sagte der Kaiser, „Alles zur Ausführung Ihrer Ideen, die ich vollkommen theile, anzuordnen — ich bin überzeugt, daß die französische Armee, namentlich im Geniekorps und der Artillerie, die genügenden Kräfte darbieten wird, um einen Generalstab zusammenzusetzen, der Ihre Pläne ausführen kann."

„Auch ich zweifle daran nicht," sagte der Marschall, „indessen müssen jene Kräfte sorgfältig gesucht und ver-

einigt werden. Sodann," fuhr er fort, „ist die von Eurer Majestät angeordnete Organisation der Cadres der mobilen Nationalgarde nunmehr völlig beendet. — Das ganze Land ist in Bataillonsbezirke eingetheilt und es sind die Cadres für vierundneunzig Bataillone geschaffen, welche jeden Augenblick aufgestellt werden können."

„Da haben wir also nun die preußische Landwehr," sagte der Kaiser lächelnd.

„Nicht ganz, Sire," erwiederte der Marschall, „die preußische Landwehr, nach der neuen Organisation namentlich, ist, wie auch der Oberstlieutenant Stoffel ganz richtig hervorhebt, eine feldtüchtige Truppe, welche ergänzend in die Reihen der Linienregimenter eintritt; unsere mobile Nationalgarde dagegen wird zunächst für den Felddienst nicht zu gebrauchen sein, — sie wird uns vielmehr nur den Vortheil gewähren, die ganze Linie hinausrücken lassen zu können, ohne einen großen Theil der Truppen für die innere Sicherheit und den Festungsdienst zurück zu behalten."

„Glauben Sie," fragte der Kaiser rasch mit einem schnellen Aufblitzen seines Auges, „daß die mobile Nationalgarde gegen innere Unruhen zuverlässig sein würde?"

„Ich glaube es gewiß," erwiederte der Marschall

— „sie erhält eben durch die festen Cadres einen militärischen Kern, welcher sie wesentlich von den uniformirten Bourgeois der früheren Nationalgarden unterscheidet, die stets so gern mit den Revolutionen fraternisirten."

Der Kaiser schwieg.

„Für die Verproviantirung der Festungen," fuhr der Marschall fort, „ist Alles geschehen, und wenn die Truppen in den Lagerübungen dieses Sommers ihre Proben werden abgelegt haben, so können Eure Majestät jeden Augenblick diejenige aktive Politik aufnehmen, welche vor zwei Jahren leider unmöglich war."

„Die Lagerübungen werden im Herbst beendet?" fragte der Kaiser nachdenklich.

„Und eben dann," fiel der Marschall lebhaft ein, „ist nach meiner Ueberzeugung der Augenblick für eine militärische Aktion gekommen, wenn Eure Majestät eine solche aus politischen Gründen zu beginnen für geeignet halten sollten."

„Sie haben also noch immer," fragte der Kaiser, „die Idee, daß man gegen Preußen einen Winterfeldzug machen müsse?"

„Ganz gewiß, Sire," sagte der Marschall im Ton der Ueberzeugung, „und je länger ich über die Eventualität eines solchen Feldzuges nachgedacht habe, um so

mehr bin ich in meiner früheren Ansicht bestärkt worden. — Die sonst so vortreffliche Landwehrorganisation, welche Preußen erlaubt, schnell und sicher eine unverhältnißmäßige Zahl von Truppen in's Feld zu stellen, hat zugleich die Folge, daß alle Kräfte des Landes dem Ackerbau, der Industrie, dem Handel entzogen werden, und daß das wirthschaftliche Leben des Staats während der Dauer des Kriegs fast stillsteht. Ein solcher Zustand ist nicht lange zu ertragen, je länger er ertragen werden muß, umsomehr wird das Gefühl des Volkes sich gegen den Krieg sträuben, umsomehr wird in der Armee selbst Widerwillen und Unzufriedenheit Platz greifen. Preußen muß schnell schlagen und schnell siegen, wenn es seine Kraft behalten will, denn diese Kraft ist nach meiner Ueberzeugung stark und intensiv, aber nicht dauerhaft nachhaltig. Ein Winterfeldzug," fuhr er fort, „muß aber der Natur der Verhältnisse gemäß lange dauern und die Aufgabe unserer Taktik wird es sein, jeden entscheidenden Schlag möglichst lange zu vermeiden und die Feinde durch kleine Kämpfe hinzuhalten, um so die Zersetzung ihrer Kraft eintreten zu lassen."

Der Kaiser neigte mehrmals zustimmend den Kopf.

„Der Winterfeldzug hat außerdem den Vortheil," sprach der Marschall weiter, „daß durch denselben Preußen gezwungen wird, dem Lande die Arbeitskräfte gerade im

Momente der Ernte zu entziehen, in welchem dieselben am empfindlichsten entbehrt werden, und endlich kommt noch hinzu, daß die Soldaten der Landwehr, so wenig sie gewiß an Muth und Tapferkeit zurückstehen, dennoch nicht an den harten Dienst und die Strapazen eines Winterfeldzugs so gewöhnt sind, wie unsere Truppen. In jeder Beziehung also muß ich die Ueberzeugung aussprechen, daß die Wahl des Winters als Kriegszeit die Chancen des Erfolgs für uns verdoppelt."

„Aber," warf der Kaiser ein, „im Winter wird unsere Flotte, durch welche wir dem Gegner so weit überlegen sind, nicht manövriren können."

„Ich muß Eurer Majestät offen bekennen," sagte der Marschall, „daß ich auf die Mitwirkung der Flotte in einem Kriege mit Preußen sehr wenig Werth lege."

Der Kaiser blickte erstaunt auf.

„Unsere Flotte, Sire," sprach der Marschall, „ist von hohem Werth für unsere Kolonieen und für den Schutz des französischen Handels auf den großen Meeren — was aber könnte sie thun in einem Kriege mit Preußen? — die Häfen blokiren — den Handel lahm legen — das aber würde gerade der Punkt sein — abgesehen davon, daß solche Mittel der Kriegführung meinem militärischen Gefühl widerstreben — durch welchen wir England aus seiner Neutralität zu unseren Ungunsten

herausbringen könnten, und der Schaden einer solchen Verwicklung im Augenblick solcher ernsten Aktionen würde nach meiner Ueberzeugung schwerer wiegen als Alles, was die Flotte durch Zerstörung des preußischen Handels uns nützen könnte. Es würde also nichts übrig bleiben, als daß die drohenden Spazierfahrten unserer Schiffe die Gegner zwängen, ihre Aktionsmacht durch Aufstellung von Beobachtungskorps an den Küsten zu schwächen — ich aber, Sire," fuhr er fort, — „würde, wenn ich Chef des preußischen Generalstabs wäre, solche Beobachtungkorps gar nicht aufstellen — ich würde die Flottendiversionen ganz unbeachtet lassen und die Küsten einfach durch richtig gelegte Torpedos schützen."

Der Kaiser schwieg einen Augenblick sinnend.

„Und Sie glauben," fragte er dann, „daß der preußische Generalstabschef dieselben Gedanken über die Wirksamkeit unserer Flotte haben wird?"

„Der General von Moltke," erwiederte Niel, „ist einer der bedeutendsten Männer, die ich jemals kennen gelernt, ich zweifle nicht, daß er den möglichen Feldzug eben so genau durchdacht hat, wie ich, und daß er sich keine Illusionen über die Bedeutung und den Werth der gegenseitigen Mittel macht. — Ich glaube nicht, daß er sich besonders vor unserer Flotte fürchtet."

Der Kaiser drehte schweigend seinen Schnurrbart.

„Um Eurer Majestät," fuhr der Marschall fort, „meinen Feldzugsplan vollständig zu entwickeln, muß ich besonders noch hinzufügen, daß ich es für nöthig halte, von Holland her den Gegner im Norden anzugreifen."

Der verschleierte Blick des Kaisers trat einen Moment frei hervor und richtete sich mit dem Ausdruck aufmerksamster Spannung auf den Sprechenden.

„Die Neutralität Hollands und Belgiens," sagte er, „ist schwer anzutasten, — das würde einen europäischen Sturm hervorrufen."

„Sire," sagte der Marschall in festem Tone, — „wenn es die Erreichung eines großen Zweckes gilt, so darf man vor den Schritten, die zum Ziele führen, nicht zurückschrecken. Sturm genug wird durch die Welt wehen, wenn der große Kampf um die Herrschaft in Europa zwischen der romanischen und germanischen Rasse entbrennt, — ob dann die Wetter ein wenig lauter toben oder nicht, ist gleichgültig, — die französische Fahne ist es gewöhnt, in sturmbewegter Luft zu wehen."

Der Kaiser blickte sinnend vor sich hin.

„Erlauben mir Eure Majestät," fuhr der Marschall fort, „meine Idee weiter zu entwickeln.

„Die ganze Armee Frankreichs," sprach er, indem die Züge seines kränklichen, geistdurchleuchteten Gesichts sich belebten, — „müßte nach meinem Plane in drei

große Korps getheilt werden. Das Centrum würde langsam und in geschlossenem Aufmarsche gerade gegen den Rhein vorrücken. Der rechte Flügel der großen Armeeaufstellung würde, von Straßburg und dem verschanzten Lager von Belfort aus operirend, gegen Baden vorgehen und im Großen und Ganzen den Feldzug Moreau's wiederholen — indem jedem der süddeutschen Staaten an seinen Grenzen die Alternative mit vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gestellt würde, — ob die französischen Truppen als Feinde oder als Alliirte in das Land einzurücken hätten."

„Die Wahl würde allen diesen Regierungen nicht schwer werden," sagte der Kaiser, — „ich bin überzeugt, daß sie mit Freuden die Gelegenheit ergreifen werden, sich vor der drohenden, mehr oder minder vollständigen Mediatisirung zu schützen, — die antipreußischen Parteien werden bei einem solchen Druck mächtig zu handeln beginnen, und den Entschluß der Regierungen noch erleichtern."

„Eure Majestät müssen darüber durch Ihre Gesandtschaften unterrichtet sein," sagte der Marschall ruhig, — „wie dem aber auch sei, militärisch wird bei keinem der süddeutschen Staaten ein Widerstand zu besorgen sein, — Preußen kann sie nicht schützen, wenn von uns nur rasch und energisch vorgegangen wird, wenn die Vorbereitungen rechtzeitig und im tiefsten Geheimniß getroffen

werden, und wenn keine Zeit mit diplomatischen Verhandlungen verloren wird. — Derjenige wird in diesem Kampf ein ungeheures Uebergewicht haben, dessen Armee zuerst marschirt — Preußen handelt rasch — aber es bedarf immer vierzehn Tage zur Marschfertigkeit und kann in Süddeutschland keine Vorbereitungen treffen. — Diese vierzehn Tage müssen wir gewinnen, — das wiegt so viel als eine große gewonnene Schlacht!"

Der Kaiser ließ den Kopf tief herabsinken und strich mit der Hand über den Knebelbart.

„Der linke Flügel, Sire," sprach der Marschall weiter, — „wird nach meinem Plane von Holland her in raschem Vormarsch über Hannover hereinbrechen. Dort ist eine unzufriedene, unter dem Druck der preußischen Herrschaft seufzende Bevölkerung, und auf diesem Boden wird die Widerstandskraft der preußischen Armee schon durch die inneren Schwierigkeiten halb gebrochen sein. — Hier," fuhr er fort, — „ist der einzige Punkt, an welchem eine Flottendiversion von Bedeutung werden könnte, — denn wenn man auf eine Erhebung der hannöverischen Bevölkerung rechnen dürfte, so würde dort eine Landung möglich sein, da das Landungskorps sich auf die aufständischen Bewohner des Landes stützen und ihnen wieder zum Mittelpunkt und Halt dienen würde."

Der Kaiser erhob sich — trat an seinen Schreib-

tisch und öffnete mit einem kleinen Schlüssel eines der Schubfächer.

Er nahm ein Heft von mehreren Bogen daraus hervor, reichte es dem Marschall und setzte sich wieder in seinen Lehnstuhl.

„Hier," sagte er, „hat man mir ein Memoire über eine Betheiligung Hannovers an einer militärischen Aktion gegen Preußen zur Wiedereroberung seiner Selbstständigkeit gegeben, — es scheint mir vieles sehr Beachtenswerthe und Richtige zu enthalten, — ich bitte Sie, es zu lesen und vom militärischen Standpunkt mit Rücksicht auf Ihre Operationspläne zu prüfen. — Freilich," fuhr er fort — „verlangt man von mir, wenn eine Betheiligung Hannovers an einer Aktion gegen Preußen gesichert werden solle, daß ich jeden Gedanken an eine Vergrößerung Frankreichs nach der Rheinseite hin aufgeben soll, daß ich bei dem Beginne der militärischen Operationen mich in einer Proklamation an das deutsche Volk bestimmt verpflichte, keine Eroberungen auf deutschem Boden zu machen. Auch für die Süddeutschen, sagt man mir, wäre eine solche bestimmte Verpflichtung nothwendig. — Es handelt sich dabei um ein großes Prinzip und ich muß gestehen, daß es nach meiner Auffassung mir sehr viel richtiger erscheint, die chauvinistischen Eroberungsgedanken aufzugeben, und lieber die Freundschaft

des deutschen Volkes zu erwerben, das, nach föderativen Grundsätzen geeinigt, für uns keine Gefahr bildet."

Der Marschall schüttelte den Kopf.

„Ich kann Eurer Majestät Ansicht über diesen Punkt nicht theilen," sprach er, — „eine Proklamation, wie Eure Majestät sie eben angedeutet haben, würde vielleicht die Sympathieen der deutschen Bevölkerung gewinnen, dagegen aber den Elan der französischen Armee sehr erheblich dämpfen. Die Eroberung des Rheins ist der Lieblingsgedanke der französischen Nation und insbesondere des französischen Soldaten. Wenn Eure Majestät beim Beginn eines so ernsten Kampfes erklären, daß das in allen Herzen ruhende Ziel der Wünsche definitiv aufgegeben werden soll, so wird dieß eine tiefe Unzufriedenheit hervorrufen, welche von der nachtheiligsten Wirkung auf die für den großen Kampf so nothwendige Anspannung der nationalen Kräfte sein muß. Außerdem," fuhr er fort, „halte ich die Eroberung des Rheins vom militärischen Standpunkt für nothwendig, um dauernde Ruhe zwischen Frankreich und Deutschland herzustellen und das französische Uebergewicht vollkommen zu sichern. Wir müssen den Rhein haben, oder — was Gott verhüte, in die vollständige Unmöglichkeit versetzt werden, ihn jemals zu erobern; so allein wird ein dauernder Friede möglich sein.

„Wenn Eure Majestät," sprach der Marschall mit fester Stimme weiter, „Sympathieen und die eventuelle militärische Mitwirkung der deutschen Bevölkerung nur dadurch erhalten können, daß Sie einen wesentlichen nationalen Wunsch Frankreichs opfern, so kann ich Ihnen nur rathen, auf jene Sympathieen und Unterstützungen zu verzichten."

Der Kaiser blickte einen Augenblick sinnend zu Boden. Dann stand er auf und sprach:

„Es ist mir von hohem Interesse gewesen, mein lieber Marschall, auch über diesen Punkt Ihre Ansicht zu vernehmen, ich werde über das, was Sie mir gesagt, ernsthaft nachdenken, — nach Ihrer Ueberzeugung," sagte er, den Marschall fest anblickend, „wird also die Armee im September vollständig fertig sein, um in's Feld zu rücken?"

„Vollständig, Sire," erwiederte der Marschall.

„Nun," sprach der Kaiser, „ich hoffe, daß die Diplomatie nicht hinter dem Militär zurückbleiben wird, daß wir es bald erleben, den Ruhm und die Größe Frankreichs frei und hell strahlen zu sehen, befreit von den Flecken, die der Erfolg dieses preußischen Glücksspiels von 1866 darauf geworfen hat."

Er reichte dem Marschall die Hand und begleitete ihn einige Schritte zur Thüre hin.

„Ich stehe allein," sagte er dann, als der Kriegsminister das Kabinet verlassen hatte, „ich stehe allein mit meiner Ansicht über die Eroberungen zur Vergrößerung Frankreichs. Der Chauvinismus durchdringt die ganze Nation und selbst dieser ruhige Mann ist von ihm durchdrungen — — O," rief er, indem er sich in seinen Fauteuil niedersinken ließ — „sie Alle kennen die Deutschen nicht, sie leben in den Traditionen von 1806, — sie haben 1813 vergessen, sie wissen nicht, wie mächtig und gewaltig eine Idee in dem deutschen Volke werden kann — und die Idee nationaler Einigkeit und Größe ist sorgfältig gepflegt in diesem nachdenkenden Volk — — da sagt man mir, daß ich die Eroberung des Rheins auf die Fahne schreiben müsse, um die volle nationale Kraftentwickelung des französischen Volkes zu erreichen, und auf der andern Seite bin ich tief davon überzeugt, daß ich dadurch nur das Spiel dieses Grafen Bismarck mischen würde, der nur darauf wartet, Frankreich als den drohenden Feind der Integrität des deutschen Gebiets darstellen zu können, um selbst seine größten Gegner in Deutschland unter der nationalen Fahne zu vereinigen.

„Aber," fuhr er nach einem längeren Nachdenken fort, „es muß der Ausweg gefunden werden, über den ich mir schon lange selbst klar bin, — die Herstellung eines neutralen Gebiets zwischen Deutschland und Frankreich

— — wäre dieser preußische Minister auf meine Ideen eingegangen," — sprach er seufzend, — „wir hätten gemeinschaftlich Europa beherrschen können, — doch," rief er, stolz den Kopf emporwerfend, „wenn ich Sieger im unvermeidlichen Kampfe bleibe, so bin ich allein Herr dieses Welttheils — und vielleicht," sprach er leiser, indem sein Kopf wieder auf die Brust zurücksank, — — „vielleicht läßt sich noch im letzten Augenblick — —"

„Der Herr Marquis de Moustier steht zu Eurer Majestät Befehl," meldete der eintretende Kammerdiener.

Der Kaiser gab durch ein Kopfnicken die Zustimmung zur Einführung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten.

„Das Schwert Frankreichs ist geschärft," sagte er mit festem Tone, — „die Zeit der Unthätigkeit ist vorüber, das große Spiel der Entscheidung kann beginnen — jetzt noch einmal leuchte mir du heller Stern, dessen Strahl mich geführt hat durch die dunkeln Wege meiner Jugend bis herauf zum Throne des großen Kaisers — stärke durch dein Licht die Kraft meines gebrochenen Körpers, daß sie aushalte für diese letzte große Kraftanstrengung, die mein Werk vollenden soll!"

Mit stolzem, freudigem Lächeln trat er dem Marquis de Moustier entgegen.

Achtes Kapitel.

„Sie kommen erwünscht, Marquis," sagte der Kaiser, indem er seinem Minister die Hand reichte und ihn einlud, neben ihm Platz zu nehmen, — „ich habe Ernstes mit Ihnen zu sprechen — Sie werden zufrieden sein, wie ich hoffe —"

„Eure Majestät scheinen heiterer Stimmung zu sein," sagte der Marquis, indem er einige Papiere aus seinem Portefeuille hervorzog, — „ich bedaure, daß ich in der Nothwendigkeit bin, Eurer Majestät gute Laune durch eine Mittheilung zu stören, die ich soeben erhalten."

Betroffen blickte Napoleon empor, sein Auge verschleierte sich, er stützte den Arm auf das Knie, neigte den Kopf zur Seite und sagte mit ruhiger Stimme:

„Sprechen Sie, Marquis, — je schneller man eine unangenehme Nachricht erhält, um so besser ist's — und Sie wissen, daß ich mich nicht zu leicht affiziren lasse.

Mein Wahlspruch ist das Wort des großen römischen Dichters:

‚Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem —'»

„Es ist nicht," sagte der Marquis lächelnd, „ein so gar arges Unglück, das ich Eurer Majestät mitzutheilen habe, — es ist nur wieder einer jener preußischen Schachzüge, durch welche man von Berlin aus alle unsere Kombinationen durchkreuzt."

Das Gesicht des Kaisers drückte fast freudige Genugthuung aus.

„Nun?" — fragte er.

„Eure Majestät erinnern sich," sagte der Marquis de Moustier, „daß die Ostbahngesellschaft die luxemburgische Wilhelmsbahn angekauft hat —"

„Gewiß, gewiß!" rief der Kaiser lebhaft, „es ist dieß ja eine der vortrefflichsten Kombinationen, welche wir haben machen können, — durch den Vertrag, welchen wir unsererseits wieder mit der Ostbahngesellschaft abgeschlossen haben, ist eine Frankreich ausschließlich zur Verfügung stehende strategische Bahnlinie nach Deutschland geschaffen, welche von größter Wichtigkeit werden muß —"

„Diese Wichtigkeit, Sire," sagte der Marquis, „hat man auch, wie es scheint, in Berlin erkannt —"

„O!“ fiel der Kaiser ein, „man ist sehr scharfblickend dort, — sollte man es gewagt haben, darüber Vorstellungen zu machen,“ fuhr er mit voller Stimme fort, — „über eine reine Privatangelegenheit zwischen zwei Eisenbahngesellschaften?“

„Das nicht, Sire,“ erwiederte der Marquis, — „indeß hat der Staatsrath in Luxemburg die Bestätigung der Uebereinkunft zwischen der Wilhelm-Luxemburgbahn und der Ostbahn verweigert, da er internationale Verwicklungen befürchtet. — Zugleich berichtet die Gesandtschaft im Haag, daß jene Befürchtungen des Staatsraths veranlaßt seien durch Bemerkungen des preußischen Vertreters an den Minister des Auswärtigen von Holland, und auch Benedetti schreibt Aehnliches aus Berlin.“

„Hat Graf Bismarck ihm etwas über diesen Punkt gesagt?“ fragte der Kaiser lebhaft.

„Das nicht,“ erwiederte der Minister, „indeß glaubt Benedetti nach hingeworfenen Aeußerungen in politischen Kreisen, sowie nach einzelnen Notizen und Artikeln der Journale annehmen zu sollen, daß von Preußen aus sehr bestimmte und ernste Erklärungen über den Gegenstand in Holland abgegeben worden sind —“

„Es ist wunderbar,“ sagte der Kaiser lächelnd, „hinter welchen Proteusgestalten sich diese große Frage

der europäischen Zukunft verbirgt. — Da sind zwei einfache Eisenbahngesellschaften, welche einen einfachen Kaufvertrag abschließen, und hinter diesen Gesellschaften stehen die beiden stärksten Militärmächte Europas, jede weiß, daß die andere ihr gegenübersteht — aber die Welt sieht die furchtbaren Gewalten nicht, welche da hinter so harmlosen Dingen gegeneinander rücken — erinnert das nicht an jene alten Götter des Olymps, welche auf den Gefilden von Troja in Wolken gehüllt in den Reihen der Streitenden standen, von den Völkern ungesehen, nur sich selbst gegenseitig erkennbar?" —

Der Marquis verneigte sich.

„Jene Götter, Sire," sagte er, „schleuderten aber aus ihren Wolken heraus ihre Speere und wenn das Volk sie nicht sah, so fühlte es doch ihre Macht, ihre Anwesenheit —"

„Nun," sagte der Kaiser, immer mit demselben Ausdruck auf seinem Gesicht — „auch unsere Macht und unsere Anwesenheit soll man fühlen!"

Der Marquis blickte erstaunt auf.

„Der Gesandte im Haag," sprach er, „bittet um Instruktionen über die von ihm zu beobachtende Haltung und die Sprache, welche er etwa zu führen habe."

„Wir können," sagte der Kaiser, nachdenklich den Schnurrbart streichend, „nicht so ohne Weiteres aus

unſerer Wolke heraustreten — das würde unſer Spiel decouvriren —"

Er ſchwieg einen Augenblick.

„Hat man der Oſtbahn bereits Mittheilung über die verweigerte Genehmigung gemacht?"

„Ich zweifle daran nicht," ſagte der Marquis.

„Laſſen Sie," ſagte der Kaiſer, „ſofort darüber Erkundigungen einziehen, veranlaſſen Sie die Direktion der Oſtbahn, die Unterſtützung meiner Regierung zur Durchführung des von ihr geſchloſſenen Kaufvertrages zu erbitten."

„Und Eure Majeſtät wollen — —"

„Ich will," ſagte der Kaiſer mit feſtem Ton, „mit voller Energie für ein franzöſiſches Verkehrsintereſſe eintreten und eine ernſte Intervention der holländiſchen Regierung gegenüber eintreten laſſen."

„Wenn aber dann," fragte der Marquis, „die preußiſche Regierung die Maske abwirft und bei der holländiſchen Regierung im Namen Deutſchlands im entgegengeſetzten Sinn interpellirt — wenn dann die beiden Götter angeſichts der Welt aus ihren Wolken heraustreten —"

„Dann," rief der Kaiſer, „mag es verſucht ſein, in welche Schale der Wage des ewigen Fatums das Loos des Sieges fallen wird!"

Der Marquis zuckte fast erschrocken zusammen. Ein heller Strahl der Freude erleuchtete sein blasses Gesicht.

— „Oder glauben Sie nicht," fuhr der Kaiser fort, „daß es ein vortrefflicher Grund zur Aufnahme des Kampfes sein würde, wenn Preußen Einspruch erhebt gegen den Abschluß eines rein privaten Vertrages, der dem französischen Verkehr hochwichtig und nützlich ist, und wenn ich dann, um jenes nationale Interesse Frankreichs zu schützen, ohne jeden politischen Hintergedanken die Waffen ergreife?"

„Eure Majestät sind also entschlossen, die Waffen zu ergreifen?" fragte der Marquis hoch aufathmend.

Der Kaiser richtete den Kopf empor. Ein Strahl jugendlichen Feuers erleuchtete seine Züge.

„Die Waffen sind geschliffen," sagte er mit tönender Stimme, — „das Schwert Frankreichs, das vor zwei Jahren stumpf war, blitzt jetzt schneidend in meiner Hand — und ich habe die Pflicht gegen meinen Namen und gegen die Ehre der Nation, es zu schwingen zum entscheidenden Kampf. An der Diplomatie ist es jetzt, die Akten der großen Streitfragen für das Endurtheil des Krieges spruchreif zu stellen."

„Wir haben fast in jeder europäischen Frage einen casus belli in der Hand, wie er besser nicht geschaffen

werden kann," — sagte der Marquis de Mouſtier lebhaft, — „der Prager Frieden bietet uns die nordſchleswig'ſche Sache, — die Militärverträge mit den Süddeutſchen, — außerdem gibt dieſe luxemburgiſche Eiſenbahnfrage die vortrefflichſte Gelegenheit —"

„Ich würde dieſe letztere vorziehen," fiel der Kaiſer ein, — „ſie berührt nicht die deutſchen Angelegenheiten unmittelbar, und es würde zugleich die gebieteriſch unwiderſtehliche Stimme Frankreichs in derſelben Sache mit alter voller Kraft ertönen, in welcher wir im vorigen Jahre durch die Klugheit zu einem theilweiſen Rückzug gezwungen waren, — doch," fuhr er dann fort, — „Sie haben Recht, — der casus belli bedarf keiner Vorbereitung, — wohl aber die Frage der Allianzen —"

„Wenn Eure Majeſtät wirklich zu ernſtem Handeln entſchloſſen ſind," ſagte der Marquis de Mouſtier, „ſo ſcheint zunächſt die öſterreichiſche Allianz vollkommen ſicher zu ſein —"

„Oeſterreich?" — rief der Kaiſer mit einer leichten Handbewegung — „Oeſterreich? — glauben Sie denn, daß Oeſterreich irgend einen Allianzvertrag ſchließen wird, — und daß ſeine Allianz von irgend einem Nutzen ſein könne? —"

— „Ich habe es eine Zeitlang auch geglaubt," fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, — „ich habe

daran gedacht, in Verbindung mit dem regenerirten Oesterreich in die Aktion zu treten, — aber, mein lieber Marquis, — ich überzeuge mich mehr und mehr davon, daß dieses Oesterreich nicht regenerationsfähig ist, — und daß dieser Herr von Beust ganz gewiß nicht der Mann ist, um die alte habsburgische Monarchie wieder auf den ihr gebührenden Platz in Europa zu heben.

„Man hat da" — sprach er, „einen künstlichen parlamentarischen Mechanismus geschaffen, in welchem die einzelnen Kräfte sich gegenseitig hemmen und lähmen, — statt daß man sie verbinden und zur gegenseitigen Ergänzung entwickeln sollte, — man hat ein österreichisches und ein ungarisches Parlament geschaffen und über dasselbe wieder einen parlamentarischen Körper gestellt, der sich aus Delegirten jener beiden Parlamente zusammensetzt. Jeder Streit — und streiten wird man sich fortwährend — wird also in die höhere Instanz hinübergetragen und zwischen den Delegirten wiederum weitergeführt werden. Dadurch wird die Verfassungsfrage in Oesterreich stets offen gehalten werden, — und wenn die Verfassung eines Staates in Frage steht, — wie soll man da verwalten, — wie soll man handeln?

„Nein, mein lieber Marquis," fuhr er achselzuckend

fort, — „die Allianz mit Oesterreich ist es nicht, worin ich eine Verstärkung unserer Kräfte für den bevorstehenden Kampf suchen will, — Oesterreich wird schon durch die Verhältnisse gezwungen werden, bis zu einem gewissen Punkt uns nützlich zu sein, — es muß jede weitere Vergrößerung Preußens auf das Aeußerste fürchten, — und wenn ein erster Erfolg von uns errungen ist — — —"

Er schwieg einen Augenblick, während der Marquis mit äußerster Spannung auf seine Worte wartete.

„Es ist überhaupt," sprach der Kaiser weiter, „weniger eine positive Unterstützung, die ich suche, — wenn die beiden eigentlichen Gegner allein auf dem Terrain stehen," sagte er, die Spitzen seines Schnurrbarts emporkräuselnd, — „dann wollen wir unserer Armee und dem Stern Frankreichs vertrauen, — aber wir müssen eben den Gegner isoliren, — wir müssen um jeden Preis verhindern, daß er sich durch Kräfte verstärke, welche an sich vielleicht nicht bedeutend, doch im Augenblick so ernster Entscheidungen uns in hohem Grade gefährlich werden könnten."

„Eure Majestät denken an Italien" — sagte der Marquis, — „glauben Sie, Sire, daß man dort wagen würde —"

„Man wird Alles wagen," sagte der Kaiser ruhig,

— „um die extremste Forderung der nationalen Einheit durchzusetzen — hat man doch selbst die Bomben Orsini's nicht verschmäht!" — sagte er leise mit düsterem Blick, — „dieser nationalen Einheit, die ich vielleicht mit Unrecht begründet habe, — Sie wissen, welche Mühe ich mir gegeben habe, um die Koalition mit Oesterreich und Italien herzustellen, — denn mit Italien wäre Oesterreichs Bündniß etwas werth gewesen, — aber seit Mentana ist das Alles unmöglich, dieser Zug Garibaldi's im vorigen Herbst hat alle meine Pläne zerstört — bei den besten Gesinnungen des Königs Viktor Emanuel wird Italien doch jede Gelegenheit benutzen, sobald wir engagirt sind, — Rom zu nehmen — und uns nach dieser Seite hin Sicherheit zu schaffen, muß die Aufgabe der Diplomatie zur Vorbereitung der militärischen Aktion sein."

Eine leichte Unruhe zeigte sich auf dem bleichen Gesicht des Marquis de Moustier.

„Eure Majestät denken an eine Transaktion mit Italien in Betreff Roms?" fragte er ein wenig zögernd.

Napoleon lächelte. Er schlug das Auge auf und sah den Minister mit einem eigenthümlichen Blick an.

„Mein lieber Marquis," sagte er langsam und mit Betonung, — „ich habe nicht den Einfluß Oesterreichs

in Italien bei Solferino gebrochen, um demnächst denjenigen Frankreichs aufzugeben, für welchen schon seit den Zeiten Franz des Ersten so viel französisches Blut geflossen ist."

Der Marquis athmete auf.

„Niemals," sagte der Kaiser mit fester Stimme, — „niemals werde ich Rom aufgeben. Rom ist für mich nicht nur die Bedingung der Freundschaft der katholischen Kirche, dieser Macht, welcher die Frauen Frankreichs gehorchen, und welche dadurch immer wieder die französische Nation beherrschen wird, — Rom ist für mich der Schwerpunkt des französischen Einflusses in Italien, — dieses berechtigten Einflusses des ersten Volkes der lateinischen Rasse. Rom also," fuhr er fort, — „werde ich nicht aufgeben, — aber es wird unsere Kraft in empfindlicher Weise hemmen, wenn ich es halten soll, während wir nach anderer Seite so ernstlich engagirt sind. — Jetzt genügt eine unbedeutende Besatzung in Rom, — die französische Fahne mit einem Bataillon würde genügen, weil man weiß, daß die ganze Macht Frankreichs dahintersteht, — wenn aber diese Macht in einen furchtbaren Kampf verwickelt ist, — wenn vielleicht einzelne — vorübergehende Mißerfolge —"

Der Marquis lächelte ungläubig.

„Selbst im Falle fortwährender Siege," fuhr der Kaiser fort, — „würde eine Besatzung wie die gegenwärtige nicht genügen, um Rom zu decken, — wir müßten eine Truppenzahl disponibel halten, welche es nöthigenfalls mit den italienischen Armeen aufnehmen könnte, — und Sie begreifen, um wie viel dadurch unsere Aktionsfähigkeit gegen Deutschland geschwächt werden würde, — wie wenig wir besonders auf Süddeutschland rechnen könnten, wenn Italien feindlich gegen uns in die Schranken träte."

Er hielt inne.

Der Marquis sah ihn gespannt an.

Der Kaiser blickte einen Augenblick sinnend zu Boden.

„Glauben Sie," sagte er dann, — „daß die spanischen Truppen es mit den italienischen aufnehmen können?"

Ein Blick des Verständnisses blitzte aus dem dunkeln, scharfblickenden Auge des Marquis de Moustier.

„Sire," sagte er, „der spanische Soldat besitzt große Tapferkeit, — zähe Ausdauer und eine bewundernswürdige Genügsamkeit, — gut geführt, müßten diese Truppen vortrefflich sein gegen das so viel untergordnete italienische Material — besonders wenn es einer dem spanischen Gefühl sympathischen Sache gälte —"

„Und glauben Sie, daß der Schutz des heiligen Stuhles die Spanier begeistern könnte —"

„Gewiß, Sire, — denn wenn Spanien nicht mehr monarchisch ist, wie in alter Zeit, so ist es doch noch fast ebenso katholisch als in den Tagen Ferdinand's und Isabella's —"

„Isabella's," — sagte der Kaiser leicht lächelnd, — „nun, — eine Isabella sitzt ja wieder auf dem spanischen Thron, und wenn sie auch nicht ganz ihrer großen Vorgängerin gleicht, so ist sie doch gewiß eben so katholisch als jene. Mit einem Worte, mein lieber Marquis," fuhr er fort, — „will ich Ihnen meinen Plan mittheilen, — ich denke an eine ernste, feste Allianz mit Spanien zum Schutze des heiligen Vaters, — die Truppen der Königin Isabella sollen Rom besetzen, während ich gegen Preußen marschire, — wenn dann Italien schlagen will, so mögen jene beiden lateinischen Nationen zweiten Ranges sich miteinander messen, — jedenfalls wird meine ganze Macht frei, und schwerlich dürfte dort eine Entscheidung erfolgen, bevor der Kampf in Deutschland beendet ist. — Uns wird es dann später immer leicht werden, die Stellung wieder einzunehmen, die wir für einige Zeit aufgegeben haben, um sie durch Spanien für uns frei halten zu lassen."

„Und glauben Eure Majestät," fragte der Marquis,

— „daß Ihre Ideen, — die ich auf das Höchste bewundere, — in Madrid gute Aufnahme finden werden? —"

Der Kaiser warf einen schnellen Blick auf seinen Minister — dann strich er mit der Hand über den Knebelbart und sprach in fast gleichgültigem Ton:

„Die Kaiserin steht in Korrespondenz mit der Königin Isabella, — ich weiß, daß die Königin von dem eifrigsten Wunsche beseelt ist, — auch ihrerseits etwas für den Papst und die Unabhängigkeit des heiligen Stuhles thun zu können — sie würde mit Empressement die Gelegenheit ergreifen, um ihren Gesinnungen thätigen Ausdruck zu verleihen, — außerdem würde ihr dadurch die Möglichkeit gegeben werden, etwas für die italienischen Bourbons zu thun, — denn wenn einmal ein Kampf zwischen Spanien und Italien ausbricht, und wenn Italien unterliegt, so würde man vielleicht bei der bloßen Vertheidigung des römischen Gebietes nicht stehen bleiben. — Es macht sich da, wie es scheint, eine noch engere Verbindung der beiden Linien, — der Graf von Girgenti ist zum Gemahl der Infantin Isabella ersehen, — wie mir die Kaiserin sagt, — und um so mehr würde die Königin erfreut sein, wenn sich ihr die Gelegenheit böte, etwas für die Wiederaufrichtung des neapolitanischen Thrones zu thun."

„Eure Majestät sehen mich erstaunt darüber," sagte der Marquis mit dem Tone einer leichten Verstimmung, „wie vortrefflich die erlauchten Damen der Diplomatie vorgearbeitet haben, welcher fast Nichts mehr zu thun bleibt; — würden denn aber," fuhr er fort, — „Eure Majestät damit einverstanden sein, wenn unter Umständen die Dinge so weit gingen, daß das Gebäude der italienischen Einheit wieder zusammenbräche —?"

„Finden Sie," fragte Napoleon, — „daß ich und Frankreich besonderen Dank geerntet haben für unsere Mitwirkung bei der Aufrichtung jenes Gebäudes?"

„Wahrlich nicht, Sire," rief der Marquis, — „ich bin überzeugt, daß, wenn die Gelegenheit sich böte, Italien nicht zögern würde, uns alles erdenkliche Uebel zuzufügen —"

„Nun also," sagte Napoleon lächelnd, — „überlassen wir die Entwicklung dort sich selbst, — und wenn sie den Weg rückwärts nehmen will — eh bien — Italia farà da se.

„Doch nun," fuhr er fort, — „handelt es sich darum, das Werk auszuführen, welches Sie mit mir für zweckmäßig zur Wiederherstellung der vollen Macht Frankreichs in Europa halten. Die vortrefflichsten Dispositionen der Königin Isabella sind sehr wichtig und sehr nützlich, — indeß wird es darauf ankommen, den An-

sichten der Königin bei ihren Ministern Eingang zu schaffen, und ich fürchte, weder die Rücksicht auf den heiligen Vater, noch die bourbonischen Familieninteressen möchten bei jenen Herren maßgebend sein."

„Diese Aufgabe," sagte er verbindlich, „bleibt Ihnen, mein lieber Marquis — und," fügte er mit Würde und Hoheit hinzu, — „seien Sie überzeugt, — ich werde Ihren Eifer und Ihre Geschicklichkeit, die gewiß von Erfolg gekrönt sein werden, anzuerkennen wissen."

Der Marquis verneigte sich.

„Ich werde sogleich mit Herrn Mon über die Sache sprechen," sagte er, — „erlauben Eure Majestät, daß ich den Grafen Chaudordy, der in Madrid die Geschäfte der Botschaft führt, instruire?"

„Er ist geschickt und verschwiegen?" fragte der Kaiser.

„Der Graf Chaudordy ist einer der Tüchtigsten und Bedeutendsten unter der jüngeren Diplomatie," erwiederte der Minister, — „Herr Drouyn de Lhuys hatte großes Vertrauen zu ihm, er wird ohne Zweifel noch ausgezeichnete Dienste leisten."

„So weihen Sie ihn vollständig in meine Ideen ein, — ein Unterhändler kann nur dann reüssiren, wenn er den letzten Zweck kennt, den er erreichen soll."

Er dachte einen Augenblick nach.

„Bravo Murillo," sagte er dann, „wird gewiß sehr

zufrieden sein, eine Gelegenheit zu finden, um sich den unsicheren Zuständen im Innern gegenüber die Freundschaft Frankreichs zu sichern und die katholischen Elemente des Landes vollständig an sich zu ketten. Man muß ihm in dieser Richtung eine feste Unterstützung versprechen, — außerdem aber muß man die ewig wunde Stelle Spaniens, die Frage von Cuba benutzen, — versprechen Sie in dieser Beziehung unsern nachdrücklichsten Schutz der spanischen Interessen, — diese Rücksichten — und die Abhängigkeit, in welcher sich das innerlich ziemlich schwache Kabinet doch von der Königin befindet, werden genügen, um eine wirksame Pression auszuüben."

— „Die hoffentlich bald zur vollständigen Realisirung der Ideen Eurer Majestät führen wird."

„Halt," sagte der Kaiser nach einem augenblicklichen Nachdenken, wie von einer plötzlichen Idee erfaßt, — „man ist in Madrid nicht ohne Besorgniß über die Umtriebe des Herzogs von Montpensier, die mit den orleanistischen Elementen hier in Frankreich in Zusammenhang stehen, — ich weiß, daß die Königin ihrem Schwager sehr mißtraut, — man muß auch das benützen, — Bravo Murillo hat das höchste Interesse, eine solche Bewegung zu fürchten, stellen Sie ihm eine scharfe Ueberwachung der hierher laufenden Fäden in Aussicht, — Chaudordy

war mit Drouyn de Lhuys sehr liirt?" fragte er sich unterbrechend.

„Der Graf Chaudordy ist vor Allem der Sache der katholischen Kirche sehr ergeben und wird in dieser Angelegenheit ohne Zweifel seinen ganzen Eifer aufbieten," erwiederte der Marquis.

Der Kaiser nickte langsam mit dem Kopf.

„Also, mein lieber Marquis," sagte er, — „behandeln Sie diese Negoziation mit Ihrer gewohnten Geschicklichkeit und Energie — und denken Sie daran, daß im Septemper Alles zum Beginne der Aktion fertig sein muß."

Der Marquis verneigte sich.

„Zugleich," sprach der Kaiser weiter, „halten Sie in der luxemburgischen Eisenbahnfrage wie in den mit dem Prager Frieden zusammenhängenden Angelegenheiten Alles offen, so daß wir um einen Kriegsfall nicht in Verlegenheit sind, — und," — fügte er hinzu, — „suchen Sie die besten Beziehungen zu Rußland zu erhalten, — ich glaube zwar nicht, daß es jemals gelingen kann, diese Macht von Preußen zu trennen, — allein es ist immer gut, Alles anzuwenden, um wenigstens ihre Kooperation an der preußischen Politik auf das geringste Maß zu beschränken, — man muß dem petersburger Kabinet immer die Möglichkeit zeigen, seine Wünsche im Orient auch ohne Deutschland mit unserer Unterstützung erreichen

zu können, — aber natürlich dürfen wir uns in keiner Weise binden —"

„Seine Excellenz der Staatsminister bittet Eure Majestät um Audienz," meldete Felix, des Kaisers Kammerdiener.

„Eure Majestät dürfen überzeugt sein, daß ich nach allen Richtungen mit Eifer die Ausführung Ihrer Ideen vorbereiten werde," sagte der Marquis de Moustier, indem er seine Mappe ergriff und sich zum Gehen anschickte.

Der Kaiser winkte dem Kammerdiener und entließ den Marquis mit freundlichem Gruße, indem er ihn einige Schritte zur Thür hin begleitete und ihm sagte: „Ich hoffe bald von dem Resultat Ihrer Thätigkeit zu hören."

Kaum hatte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten das Kabinet verlassen, als Herr Rouher eintrat.

Die große, volle Gestalt dieses unermüdlichen Arbeiters und Redners hatte eine gewisse würdevolle Sicherheit in ihrer Haltung, die gleichwohl jeder vornehmen Eleganz entbehrte.

Sein etwas aufgedunsenes Gesicht hatte einen Zug von klarer und scharfer Intelligenz um Mund und Augen, wenn es auch mehr den Advokaten hätte ver-

muthen lassen, als den dirigirenden Minister, — der gewöhnlich in seinen Zügen liegende Ausdruck von fast herausforderndem Selbstbewußtsein war in diesem Augenblick vollkommen verschwunden und eine beinahe schüchterne Befangenheit drückte sich in seinen Mienen aus.

Er ergriff ehrerbietig des Kaisers dargereichte Hand und setzte sich dann auf dessen Wink ihm gegenüber.

„Ich komme," begann er, den Blick seines scharfen Auges forschend auf das völlig ruhige und gleichgültige Gesicht Napoleon's richtend, — „ich komme, um Eurer Majestät Zustimmung zu einer wichtigen Maßregel zu erbitten, die mir im Interesse der öffentlichen Sicherheit geboten erscheint."

Der Kaiser neigte den Kopf ein wenig auf die Seite, ohne durch eine Bewegung seines Gesichtes Spannung oder Neugier zu verrathen.

„Eure Majestät haben sich stets lebhaft für die Bestrebungen der Arbeiter zur Verbesserung ihrer Lage interessirt," fuhr der Staatsminister fort, — „und insbesondere auch die internationale Assoziation Ihrer Theilnahme und Ihres Wohlwollens gewürdigt."

„Ich finde," sagte der Kaiser ruhig, „daß diese Leute vollkommen das Recht haben, für ihre Interessen zu arbeiten, wie jeder Mensch und jeder Stand für die

seinigen arbeitet, — um so mehr, als ihre Lage in der That eine ungünstige ist."

„Niemand kann mehr das sympathische Interesse theilen, welches Eure Majestät für die Bestrebungen der Arbeiter haben, als ich," sagte der Staatsminister, — „ich habe es ja sogar versucht, mich persönlich mit ihren Führern in Verbindung zu setzen, — doch lehnten sie, wie Eurer Majestät bekannt, — damals jede Beziehung mit der Regierung ab —"

„Doch aber," fiel der Kaiser ein, „leisteten sie bei Gelegenheit der Unruhen der Weber von Roubaix sehr erhebliche Dienste —"

„Die von der Regierung durch einen stillschweigend ihnen gewährten Schutz belohnt sind," sagte Herr Rouher, — „immer in der Hoffnung, daß die Internationale ihren Einfluß auf die Massen zur Bekämpfung jener Alles zersetzenden Agitatoren der politisch-sozialen rothen Republik anwenden würden, — wie man das nach den Gesinnungen ihrer Führer zu erwarten berechtigt war."

Der Kaiser drehte schweigend seinen Schnurrbart.

„Nun aber," fuhr der Staatsminister fort, — „begibt sich die Internationale auf einen neuen und gefährlichen Weg, von welchem sie zurückgeschreckt werden muß. Auf dem Kongreß zu Lausanne ist ein Antrag

gestellt und angenommen, daß die Internationale mit der republikanischen Bewegung der Zeit in Verbindung gebracht werden solle."

„Und jene Führer der Internationale, der ruhige, idealistische Tolain, — der nachdenkliche Fribourg haben dem zugestimmt?" fragte der Kaiser.

„Sie sind überstimmt worden," antwortete Herr Rouher, — „aber sie haben sich der Majorität gefügt, — und seitdem in jenem Sinne gehandelt. Jetzt stehen sie mit den politischen Agitatoren der rothen Republik in Verbindung — sie haben Theil genommen an dem Banket, welches man dem verwundeten Garibaldiner Combatz gab, — sie haben ihre Rolle gespielt bei dem Leichenbegängniß Daniel Manin's —"

„Glauben Sie," fragte der Kaiser, lächelnd den Kopf schüttelnd, „daß diese Demonstrationen eine ernste Bedeutung haben?"

„Die Internationale führt den Phraseurs, welche sonst bedeutungslose Worte machen würden, die Massen zu, welche mehr und mehr erhitzt werden," erwiederte der Staatsminister, „und darin sehe ich, wenn es fortgesetzt wird, eine ernste Gefahr, — auch haben die Führer der Internationale eine Konferenz mit Jules Favre gehabt, um ihn zu veranlassen, sein Mandat

niederzulegen und die römische Frage vor die Wähler zu bringen."

Des Kaisers Stirn faltete sich. Er blickte gespannt zu dem Minister hinüber.

„Zwar hat Jules Favre die Niederlegung seines Mandats abgelehnt —" fuhr Herr Rouher fort.

Der Kaiser lächelte.

„Er geht sicher," sagte er.

„Dennoch," sprach der Staatsminister weiter, — „ist es nothwendig, den Faden zu zerschneiden, welcher die Internationale mit den politischen Agitatoren verbindet, — denn wenn auch diese Verbindung jetzt noch eine sehr lose ist, so kann sie doch im Augenblick ernster politischer Aufregung sehr gefährlich werden. — Ich habe," fuhr er, einen fast scheuen Blick auf den Kaiser werfend, fort, „das Bureau der Internationalen in der Rue des Gravilliers aufheben lassen und darin die ausgedehntesten Korrespondenzen mit den rührigsten Agitatoren gefunden."

Er zog einige Papiere aus seiner Tasche.

„Ich habe Eurer Majestät hier die kompromittirendsten Schriftstücke mitgebracht," — fuhr er fort, — „Schreiben von Cäsar de Paëpe —"

„Dem Feinde des Privateigenthums?" fragte der Kaiser.

„Demſelben, Sire," ſagte Herr Rouher, — „ferner von Hertzen, — von Ogareff, — es iſt eine weitverzweigte Verſchwörung, welche den Umſturz alles Beſtehenden in ganz Europa erſtrebt —"

„Phantaſten — Phantaſten," — ſagte der Kaiſer achſelzuckend, — „Aufhebung des Privateigenthums! — das heißt der menſchlichen Natur den Krieg erklären, — das heißt die mächtigſte Eigenſchaft des Menſchen, den Eigennutz, außer der Berechnung laſſen."

„Es ſcheint mir nöthig," ſprach Herr Rouher weiter, ohne auf die Bemerkung des Kaiſers zu erwiedern, „die Internationale von der politiſchen Agitation zu trennen, und ich glaube, wenn man den Führern der Arbeiteraſſoziation deutlich die Gefahren zeigt, denen ſie ſich ausſetzen, indem ſie mit der politiſchen Revolution ſich verbinden, daß Tolain, Fribourg und die erſten Begründer der Internationale ſehr zufrieden damit ſein werden, wenn man ihnen hilft, ihre Verbindung mit den Agitatoren zu löſen und den Arbeitern den Beweis zu liefern, wohin eine ſolche führen muß."

„Und wie wollen Sie dahin gelangen?" fragte der Kaiſer.

„Man muß ſie vor Gericht ſtellen," — erwiederte

Rouher, „und ihnen zeigen, daß sie keinen gesetzlichen Bestand in Frankreich haben —"

„Aber man hat sie bis jetzt bestehen lassen," — warf der Kaiser ein.

„Es wird nichts im Wege stehen," erwiederte der Staatsminister, „sie auch ferner bestehen zu lassen, wenn sie sich von der politischen Revolution trennen, sobald nur einmal durch ein Erkenntniß der Gerichte festgestellt ist, daß sie gesetzlich kein Recht der Existenz haben."

„Aber worauf hin wollen Sie sie anklagen lassen?" fragte Napoleon.

„Als Mitglieder einer geheimen Gesellschaft," erwiederte Herr Rouher.

„Geheime Gesellschaft?" rief der Kaiser, — „unmöglich, Jedermann kennt ihre Existenz und Sie selbst, mein lieber Minister, haben mit ihnen verkehrt, — unmöglich."

Der Staatsminister schwieg betroffen.

„Man kann auch die Anklage gegen sie erheben als Mitglieder einer gesetzlich nicht erlaubten Gesellschaft —" sagte er.

„Die Welt wird fragen, warum so spät?" sagte der Kaiser.

„Lassen Sie mir die Papiere hier, welche man im

Bureau der Internationale gefunden," fuhr er dann fort, — „ich werde sie prüfen und Ihnen meine Meinung sagen."

Napoleon hatte dieß in einem Ton gesprochen, welcher den Staatsminister verstehen ließ, daß in diesem Augenblick die Angelegenheit nicht weiter erörtert werden dürfe.

Er reichte dem Kaiser die Papiere, welche dieser auf seinen Schreibtisch legte.

„Ich erlaube mir noch, Eure Majestät darauf aufmerksam zu machen, daß Michael Bakunin hier ist und in der letzten Sitzung der Internationale sehr aufregende Reden gehalten hat. Ihn auszuliefern, wäre unwürdig und bedenklich, — sein Aufenthalt hier aber ist gefährlich und würde auch von der russischen Regierung sehr übel vermerkt werden, — ich würde Eurer Majestät Erlaubniß erbitten, ihn aufheben und über die Grenze bringen zu lassen."

„Michael Bakunin? — der Nihilist par excellence?" sagte der Kaiser, ohne besondere Ueberraschung zu verrathen, — „gut, — lassen Sie ihn fortbringen — und sorgen Sie dafür, daß diese Maßregel der russischen Regierung als eine besondere Rücksicht und Aufmerksamkeit gegen sie zur Kenntniß gebracht werde."

„Seine Kaiserliche Hoheit der Prinz Napoleon,"

rief der Kammerdiener, „bittet Eure Majestät einen Augenblick um Gehör.“

„Wir sind mit unsern Angelegenheiten fertig, nicht wahr?“ fragte der Kaiser den Minister, indem er mit einem leichten Seufzer sich erhob.

Der Staatsminister verneigte sich und auf den Wink des Kaisers öffnete Felix den Flügel der Eingangsthür. Herr Rouher verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Kaiser, der ihm die Hand reichte, und erwiederte dann mit gemessener Würde den flüchtigen Gruß des Prinzen, der, rasch eintretend, seinem kaiserlichen Vetter entgegeneilte.

Es war kaum möglich, einen größeren Kontrast zu finden, als ihn die Erscheinung des Kaisers und seines Vetters bildete. Die unsichere, etwas schwankende Haltung des Kaisers stand im scharfen Gegensatz zu der vollen, starken Gestalt des Prinzen. Die phlegmatische Ruhe in den Gesichtszügen des Kaisers, seine müden, verschleierten Augen, sein starker militärischer Bart stachen merkwürdig ab gegen das bewegliche Mienenspiel des glatten Gesichts seines Vetters mit den dunkeln, lebhaft und beinahe unstät umherblickenden Augen. Das Gesicht des Prinzen zeigte eine frappante Aehnlichkeit mit Napoleon I., eine Aehnlichkeit, die früher noch hervortretender gewesen, bevor der Prinz

so stark geworden, als es in der letzten Zeit der Fall war. Nur fehlte diesem Gesicht die antike marmorne Ruhe, welche dem Kopfe des großen Imperators etwas so wunderbar Imponirendes gibt, — es war, als sähe man die Kopie eines Kopfes von Raphael, von einem geringeren Maler gemalt. Der Prinz trug einen schwarzen Morgenüberrock, — den Hut in der Hand.

Als der Staatsminister das Kabinet verlassen, lud der Kaiser seinen Vetter ein, sich neben ihn zu setzen, und sprach mit jener gewinnenden Freundlichkeit, welche ihm so sehr zu Gebot stand und welche die Franzosen so sehr treffend „politesse du coeur“ nennen:

„Was bringst Du, mein Vetter? — ich hoffe, daß es ein Wunsch ist, den ich zu erfüllen im Stande bin, damit ich die Freude habe, Dir einen Dienst zu leisten.“

„Ich danke Eurer Majestät für Ihre gnädigen Intentionen,“ erwiederte der Prinz in einem ceremoniellen Ton, — „es ist keine persönliche Bitte, die mich zu Ihnen führt, sondern nur der Wunsch, Ihnen meine Meinung über eine Sache zu sagen, welche, wie ich glaube, von der höchsten Wichtigkeit für Frankreich und für unsere Dynastie ist.“

Der Kaiser lächelte.

„Du sprichst in so feierlichem Tone,“ sagte er,

„daß es sich in der That um etwas Ernstes handeln muß. — Ich fürchte, daß meine Politik schon wieder nicht Deinen Beifall gefunden hatte."

„Ich komme nicht zu dem Vetter," erwiederte der Prinz, „sondern zu dem Souverän meines Landes und zu Demjenigen, welchem die Vorsehung die Geschicke unserer Familie anvertraut hat, weil ich sehe, daß man im Begriff steht, einen falschen und gefährlichen Schritt zu thun, — und die Anwesenheit dieses Herrn Rouher, der soeben fortging, läßt mich fast fürchten, daß ich zu spät komme."

Der Kaiser neigte leicht den Kopf auf die Seite, strich den Schnurrbart langsam in die Höhe und sagte ruhig:

„Ein guter Rath kommt nie zu spät, — ich bin, wie Du weißt, stets bereit, zu hören und zu prüfen, was man mir sagt."

„Du weißt," rief der Prinz lebhaft, den gezwungen feierlichen Ton seiner ersten Anrede vollständig aufgebend, — „Du weißt, wie lebhaft ich mich für die Arbeiterassoziation interessire, — und für wie nützlich ich diese Leute halte, die uns so große Dienste zu leisten im Stande sind —"

„Du kannst Dich nicht mehr für sie interessiren, als ich das thue," sagte der Kaiser, — „auch ich er-

blicke in ihnen wichtige Bundesgenossen für gewisse Fälle, — wir haben ja schon öfter darüber gesprochen und ich freue mich, daß Du mit ihnen Verbindungen unterhältst."

„Nun," rief der Prinz heftig, — „soeben ist Tolain bei meinem Sekretär Hubaine gewesen und hat sich bitter beklagt, daß die Polizei in die Bureaux der Internationale eingebrochen und ihre Papiere fortgenommen habe. Er befürchtet weitere Verfolgungsmaßregeln und ich bin deßhalb zu Dir geeilt, um Dich zu warnen, den Einflüsterungen einer thörichten Reaktion kein Gehör zu geben. Die Internationale ist eine sehr starke Macht und kann ebenso gefährlich als nützlich werden, — je nachdem man sich mit ihr stellt, — vernichten kann man sie nicht, — also muß man sie nicht reizen.

„Weißt Du etwas von jener Maßregel," fuhr er fort, als der Kaiser schwieg, — „und hast Du sie genehmigt?"

Er blickte erwartungsvoll in das völlig bewegungslose Gesicht des Kaisers, während er eine Art von krampfhaftem Gähnen unterdrückte, das ihn mit unwillkürlichem Nervenreiz überfiel.

„Ich weiß davon," sagte Napoleon III.

„Und Du billigst es?" rief der Prinz.

„Soeben hat mir der Staatsminister die Papiere

gebracht, welche man in dem Bureau der Internationale gefunden hat," sagte der Kaiser, „und mich um die Erlaubniß gebeten, die Führer der Gesellschaft als Mitglieder einer gesetzlich nicht erlaubten Gesellschaft vor Gericht zu stellen — er war sehr dringend und wünschte schnell vorzugehen —"

„Und Du?" rief der Prinz.

„Ich habe die Papiere genommen," erwiederte der Kaiser lächelnd, „und meine Entscheidung vorbehalten."

„So ist also noch Alles zu redressiren," rief der Prinz freudig, — „und wir haben jene Leute noch nicht zu unversöhnlichen Feinden gemacht. — Und was denkst Du zu thun?" fragte er mit einem fast ängstlichen Blick auf den Kaiser.

„Ich muß Dir gestehen," sagte Napoleon III., „daß ich aus dem Vortrage des Staatsministers noch keine mich überzeugenden Gründe für die ernstliche Verfolgung der Internationale zu entnehmen im Stande gewesen bin."

Der Prinz athmete auf.

„Du siehst mich hoch erfreut," rief er, „denn aus Deinen Worten schöpfe ich die Hoffnung, daß jene thörichte und unpolitische Maßregel nicht durchgeführt werden wird. Das ist nun auch aus persönlichen Gründen sehr angenehm, — denn in der That, ich wäre diesen guten

Leuten gegenüber ein wenig kompromittirt gewesen, wenn man sie verfolgt hätte, — ich habe mit ihnen verkehrt, — ich habe oft meine Uebereinstimmung mit ihren Bestrebungen ausgesprochen, — sie setzen jetzt ihre Hoffnung auf mich, und wenn sie sich täuschten, würde ich jeden Einfluß auf sie verlieren."

Der Kaiser neigte den Kopf und verbarg unter seinen herabsinkenden Augenlidern den eigenthümlichen Blick, welcher bei den letzten Worten schnell und scharf zu dem Prinzen hinüberfuhr.

Der Prinz stand auf.

„Ich will Deine Zeit nicht lange in Anspruch nehmen," sagte er, — „da ich Hoffnung geschöpft habe, den gefürchteten Fehler vermieden zu sehen, so ist der Zweck meines Besuches erfüllt und ich gehe beruhigt fort."

„Wie geht es Deiner Frau?" fragte der Kaiser.

„Sie ist ein wenig leidend," antwortete der Prinz, — „nichts Bedeutendes — aber es betrübt mich, denn wenn es ihr so ginge, wie sie es verdient, so dürfte sie niemals leiden, — sie ist in der That ein Engel an Güte, Sanftmuth und Frömmigkeit, — ich habe das ein wenig nöthig," fügte er lächelnd hinzu, — „und hoffe, daß die Gebete meiner Frau bei dem Himmel

wieder gut machen werden, was ich zuweilen gegen seine Gebote begehe."

„Ich hoffe, das Beispiel Deiner Frau wird Dich bessern," sagte der Kaiser mit dem Finger drohend, — „hast Du Nachrichten aus Italien, — wie sieht es dort aus?"

„Alles ist voll Haß und Abneigung gegen Frankreich und uns," rief der Prinz, — „die Folge der Priesterpolitik und des unglücklichen Tages von Mentana."

„Ich bitte Dich, die Prinzessin zu grüßen," sagte der Kaiser aufstehend, — und mit herzlichem Händedruck verabschiedete er den Prinzen, der sich ganz zufrieden zurückzog.

— „Er würde allen Einfluß auf die Internationale verlieren," sagte der Kaiser nachdenklich, als er allein war. — „Sein Einfluß war vielleicht schon ein wenig zu groß geworden — ich fürchte, Conti hat das unterschätzt — und man kann bei einem solchen brausenden und unklaren Kopf niemals wissen, wozu er solchen Einfluß benutzt.

„Ich glaube, Rouher hat nicht Unrecht," fuhr er fort, — „wenn man den Führern der Internationale zeigt, daß sie mit der Politik keine Verbindung haben können, ohne die Existenz der Assoziation auf das Spiel

zu setzen, so wird man es ihnen selbst erleichtern, die Masse der Arbeiter auf dem richtigen Wege zu erhalten, und sie werden zu ihren ursprünglichen Bestrebungen zurückkehren."

Er öffnete eine dunkle Portière im Hintergrunde des Kabinets und rief seinen geheimen Sekretär Pietri.

Dieser erschien nach einigen Augenblicken.

„Mein lieber Pietri," sagte der Kaiser, indem er die Papiere der Internationale von seinem Schreibtisch nahm und seinem Sekretär reichte, — „fahren Sie sogleich zu dem Staatsminister, bringen Sie ihm diese Papiere und sagen Sie ihm, daß ich die gerichtliche Verfolgung der Führer der internationalen Arbeiterassoziation genehmige. Doch soll dem kaiserlichen Prokurator zur Pflicht gemacht werden, die Angeklagten mit Freundlichkeit und mit besonderer Achtung vor ihrem persönlichen Charakter und ihrer Ehrenhaftigkeit zu behandeln."

Pietri verneigte sich.

„Dann," sagte der Kaiser, „habe ich noch einen ganz persönlichen Auftrag."

„Ich erwarte Eurer Majestät Befehle," erwiederte der geheime Sekretär, — „die pünktlichst ausgeführt werden sollen."

„Michel Bakunin ist hier," fuhr Napoleon fort, — „Sie werden seinen Aufenthalt leicht ermitteln —"

„Ich kenne ihn," sagte Pietri.

„Gut," — sagte der Kaiser, — „die Polizei soll ihn aufheben und zwangsweise über die Grenze bringen. Die Anordnungen sind getroffen und werden schnell ausgeführt werden," — ich wünsche indeß nicht, daß die Maßregel wirklich zur Anwendung komme, — es wird mir besonders lieb sein, wenn Bakunin von der Polizei nicht gefunden wird."

„Er wird sicher und unangefochten Paris verlassen, Sire," sagte Herr Pietri.

„So eilen Sie." — „Ist die Kaiserin im Palais?" fragte der Kaiser den Kammerdiener.

„Zu Befehl, Sire."

„So melden Sie mich Ihrer Majestät."

Und langsam dem voraneilenden Kammerdiener folgend, verließ er das Kabinet.

Neuntes Kapitel.

In dem Hause Nr. 107 des Boulevard Malesherbes wohnte im zweiten Stock Alexander Dumas, außerordentlich alt geworden, mit seiner Tochter Marie, welche nach der Trennung von ihrem Gatten, Herrn Petel, den berühmten Namen ihres Vaters wieder angenommen und als Marie Alexander Dumas sich einen nicht unbedeutenden Namen in der literarischen Welt gemacht hatte.

Es mochte etwa zwei Stunden vor der Zeit des pariser Diners sein.

Madame Marie Dumas saß in ihrem kleinen Salon, der zugleich in einer mit grauen Vorhängen verhüllten Nische ihr Bett enthielt und so als Schlafzimmer diente, während er durch eine Tapetenthür mit einem kleinen Toilettenkabinete in Verbindung stand. Dieser kleine Raum war ein Wunder in seiner Art und legte durch seine ganze Ausstattung und Einrichtung

Zeugniß ab von dem Leben und den Beschäftigungen seiner Bewohnerin.

Die eine Wand mit dem Kamin war vollständig bedeckt durch eine große symbolische Zeichnung, alle Heiligen der Kirchengeschichte in sinnreichen Gruppirungen darstellend, ein Werk, welches Madame Dumas einst ausgestellt hatte und welchem wegen seiner genialen Komposition und korrekten Ausführung allgemeine Anerkennung zu Theil geworden war.

Der kleine Marmorkamin war fast überladen mit Kunstgegenständen aller Art. Silberne Schalen waren angefüllt mit antiken Schmucksachen, Ciselirungen von Benvenuto Cellini, wunderbaren Schnitzwerken aus Elfenbein und allen jenen tausend seltenen und kostbaren Dingen, welche der feine Geschmack Alexander Dumas' gesammelt oder welche die Huldigung seiner Verehrer aus allen Welttheilen dem großen Romancier dargebracht hatte. Ueber dem großen venetianischen Spiegel sah man einen schön gearbeiteten Blason mit dem Wappen der Marquis de la Pailleterie, deren Namen und Titel der Großvater Alexander Dumas während der Revolution unter dem einfachen Namen verborgen hatte, dem er als General der Republik einen ehrenvollen Klang verschaffte, und dessen Ruhm sein Enkel über den ganzen Erdball verbreitet hatte.

An der Seite des einen Fensters, das sich nach den prachtvollen Baumgruppen des Parks von Monceau öffnete, stand ein kleiner Schreibtisch, fast ganz mit Büchern, Zeitungen und Papieren bedeckt — in der Mitte desselben lag ein Heft kleiner Blätter, auf welche Madame Marie Dumas ihren neuesten Roman schrieb, der unter dem einfachen Titel „Madame Benoit" interessante und fesselnde Episoden aus der Geschichte Oesterreichs und Ungarns und aus dem Leben des Orients enthielt. Daneben sah man einen großen Rahmen mit einer wunderbar kunstvollen Stickerei aus farbiger Seide, Perlen und Gold in chinesischer Manier, welche bewies, daß die Bewohnerin dieses Raums die Nadel der weiblichen Arbeit mit gleich geschickter Hand zu führen verstand, wie den Griffel und die Feder. Die Wände waren bedeckt mit werthvollen Oelgemälden, Kupferstichen und Familienbildern. In einer Ecke, als Gegenstand besonderer Pietät, stand das Bild des unglücklichen Kaisers Maximilian mit Immortellen und Immergrün bekränzt; große Blattpflanzen, geschmackvoll arrangirt, füllten jeden noch freien Raum dieses Zimmers aus und umgaben alle diese Zeugen eines so vielfach gebildeten und reichen Geisteslebens mit der duftigen Frische der Natur.

Die Tochter Alexander Dumas' trug ein weites,

faltenreiches Gewand von himmelblauem feinem Wollenstoff mit Silberstickerei eingefaßt und durch einen Gürtel aus Silberfäden leicht über den Hüften zusammengehalten. Die fast bis zur Erde herabhängenden weiten Aermel waren vorn mit einer silbernen Spange aufgenommen und gewährten dem schön geformten Arm freie Bewegung. Das ebenholzschwarze Haar war in einen Kranz von einfachen Flechten geordnet und ließ die schön gewölbte Stirn frei hervortreten, die etwas scharfen und fast strengen Züge ihres Gesichts wurden gemildert durch das lebendig wechselnde Mienenspiel und das anmuthige Lächeln ihres Mundes. Das Wunderbarste und Anziehendste aber in diesem Gesicht, das man nicht leicht wieder vergaß, wenn man es einmal gesehen, waren die Augen — diese seltsam großen Augen, aus deren weißem Perlmutterschimmer die Augensterne hervorleuchteten, in deren tiefschwarzem Glanz phosphoreszirende Blitze zuckten, so daß man zuweilen das ganze Farbenspiel des Regenbogens zu erblicken glaubte. Madame Marie Dumas saß leicht zurückgelehnt in ihrem kleinen Kanape zur Seite des Kamins, ihre Füße in weit ausgeschnittenen hellblauen Schuhen mit Silberschleifen ruhten auf einem türkischen Kissen und ihre Finger spielten mit einem Rosenkranz von jenen großen duftenden orientalischen Rosenperlen.

Ihr zur Seite auf einem kleinen niedrigen Tabouret saß der Vertreter des Königs von Hannover, der Regierungsrath Meding, aufmerksam den Mittheilungen zuhörend, welche die Dame in halbleisem Tone ihm machte.

„Glauben Sie mir, mein Freund," — sagte Marie Dumas, indem sie zur Bekräftigung ihrer Worte die Spitzen ihrer schlanken Finger aneinanderschlug, — „glauben Sie mir, wir nahen uns einem äußerst kritischen Moment und Sie haben es nöthig, Ihre ganze Aufmerksamkeit auf das zu konzentriren, was hier unter dem Schein der äußersten Ruhe vorgeht. — Ich bin ein wenig," — fuhr sie lächelnd fort, — „der Freund von aller Welt, ich höre und sehe viel — die Einen haben Vertrauen zu mir, wie zu einem ernsthaften Mann — die Andern scheuen sich nicht, in meiner Gegenwart ihre Gedanken auszusprechen, weil sie mich für eine Dame halten, das heißt für ein Wesen sans consequence in ernsten Dingen — so höre ich denn von allen Seiten — und ich habe ein wenig Geschicklichkeit zu kombiniren, was ich hier und dort höre, — nun — ich sage Ihnen, es bereitet sich Etwas vor und in nicht langer Zeit vielleicht wird diese schwüle Friedensruhe, welche auf Europa liegt, durch einen urplötzlich aufleuchtenden grellen Gewitterschein unterbrochen werden. — Der Kaiser fühlt, wie ihm die Fäden des Einflusses

in Europa mehr und mehr entschlüpfen, — er spielt heute auf dem Welttheater nur noch die Rolle gewisser Fürsten im Drama, welche mit Krone und Hermelin auf der Bühne erscheinen, vor denen sich Alles verneigt, welche aber auf den Gang des Stücks keinen Einfluß haben und unter deren fürstlichem Purpurmantel ein gewöhnlicher Statist steckt, welcher hinter den Coulissen in sein Nichts zurücksinkt."

Herr Meding lächelte.

„Sie lieben den Kaiser nicht — Sie lieben die Bonapartes nicht —"

„Bonaparte?!" rief Madame Dumas achselzuckend mit eigenthümlichem Tone.

„— Und deßhalb," fuhr Herr Meding fort, — „beurtheilen Sie die Stellung des Kaisers vielleicht ungünstiger als sie wirklich ist — sein Prestige und sein Einfluß ist gewiß sehr vermindert, aber zum Statisten kann doch niemals Derjenige herabsinken, welcher über die Macht Frankreichs gebietet."

„Ueber die Macht Frankreichs," — rief Marie Dumas, — „er? — Ja wenn er diese Macht wirklich beherrschte, dann wäre Alles anders, — aber diese Macht entschlüpft ihm — das Alles ist nur noch der Schein, dem das innere Wesen und die Kraft schon längst fehlt — er selbst weiß das besser wie irgend Jemand, und

gerade dieser Umstand ist es, der ihn zum Handeln nach Außen treiben wird, und ich sage Ihnen, leise, leise bereitet er in diesem Augenblick Alles vor — wie der Tiger zieht er sich zusammen, um mit plötzlichem Sprunge seine Beute zu erfassen — denn er ist der Tiger," — rief sie, indem ihr Auge wunderbar blitzend aufleuchtete — „wie sein großer Oheim der Löwe war — er ist der Geier, der mit mattem Fluge den Bahnen des Adlers zu folgen versucht."

„Ich möchte lieber sagen," — bemerkte Herr Meding, — „er ist der kluge Ingenieur, der mit vorsichtiger Berechnung Stein auf Stein zu seinem Gebäude fügt, während sein Oheim mit Titanenkraft, aber auch mit der Verwegenheit der Titanen den Ossa auf den Oeta thürmte und den zerschmetternden Blitzstrahl des Himmels herausforderte.

Marie Dumas schloß ein wenig die Augen und blickte mit schalkhaftem Lächeln auf.

„Ihre Bewunderung für den Kaiser ist unzerstörbar," sagte sie, — „ich verstehe das — Sie haben ihn nöthig und müssen demgemäß als geschickter Diplomat Ihre Rolle spielen."

„— Und wenn es so wäre," — erwiederte Herr Meding, — „muß man nicht bei seinen Freunden seine

Rolle lernen, um sie den Gegnern gegenüber gut spielen zu können?"

„Ich gebe es auf, auf den Grund ihrer Gedanken zu bringen," — rief sie halb unmuthig.

„Und doch müßten Sie in diesem Augenblick den Kern meiner Gedanken sehr deutlich sehen können — er besteht halb aus Dankbarkeit für Ihre Theilnahme an meiner Sache, halb aus Neugier auf das, was Sie mir mittheilen wollen."

„An die Neugier glaube ich — was die Dankbarkeit betrifft — Vederemo! —

„Doch nun ernsthaft gesprochen, denn die Sache ist ernst und Sie müssen Ihre ganze Thätigkeit entwickeln, um den kommenden Ereignissen gegenüber Stellung zu nehmen und um nicht von Ihrem so bewunderten Kaiser als überflüssig bei Seite geworfen zu werden, nachdem er Sie lange genug als Karte in seinem Spiel benützt hat. —

„Hören Sie mich an," fuhr sie fort, indem sie die Stimme dämpfte und sich zu Herrn Meding hinüberneigte, „ich weiß bestimmt, daß man mit Spanien ernsthaft unterhandelt, um während eines Feldzuges nach dem Rhein hin Rom durch die Truppen der Königin Isabella besetzen zu lassen, zu gleicher Zeit wird die ganze Armee in aller Stille auf den Kriegsfuß gebracht, und dieß

Alles soll fertig sein bis zum Herbst, denn der Kaiser drängt jetzt selbst zur Entscheidung, da er genau fühlt, daß die Opposition der Geister gegen das persönliche Regiment immer höher steigt, und wenn er nicht durch einen großen Erfolg den Nimbus der napoleonischen Legende wieder herstellt, so wird eines Tages das Gebäude, an dessen Krönung er arbeitet, in seinen Fundamenten unter ihm zusammenbrechen."

„Was Sie mir sagen, stimmt mit einer Andeutung überein, die mir vor Kurzem zugegangen ist," sagte Herr Meding ernst und nachdenklich, — „und in der That, es scheint mir vollständig in die Situation zu passen, — denn das Vertrauen auf Oesterreich scheint mir nicht sehr groß zu sein."

„Ich werde das Vertrauen auf Oesterreich nicht verlieren," rief Madame Dumas, — „denn ich liebe Oesterreich — und wo man liebt, da glaubt und hofft man, — aber, mein lieber Freund, — was ich Ihnen sage, ist keine Vermuthung, — es ist die vollständigste Gewißheit."

„Ich zweifle keinen Augenblick an Ihren Informationen," sagte Herr Meding, „von deren Sicherheit und Genauigkeit ich mich schon so oft zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe, — nur werde ich stets ein wenig irre, da mir Graf Platen aus Wien schreibt, daß man dort

überzeugt sei, der Kaiser sei in diesem Augenblick ferner von einer Aktion als je."

Madame Marie Dumas richtete sich ein wenig empor, faltete ihre Hände über den Knieen und blickte Herrn Meding aus ihren großen glänzenden Augen halb verwundert, halb mitleidig an.

„Graf Platen?" rief sie, — „glauben Sie, daß der Kaiser oder Herr von Beust den Grafen Platen wählen würden, um bei ihm ihre geheimen Pläne niederzulegen?"

Herr Meding lächelte.

„Doch scheint der Graf sich für sehr tief eingeweiht in die Geheimnisse der Gegenwart und Zukunft zu halten," sagte er, „denn er behandelt meine Mittheilungen über die hiesigen Vorbereitungen als Phantasieen —"

„Bah," rief Marie Dumas, — „lassen Sie ihn dabei, — sehen Sie, er hat in den kleinen Kreisen der früheren hannöverischen Politik gelebt, — Sie stehen jetzt hier inmitten der großen Weltbewegung — er ist Ihnen gegenüber in ähnlicher Lage wie ein Huhn, das Enten ausgebrütet hat und sich vom Ufer nicht entfernen kann, während die junge Brut weit auf dem Wasser dahinschwimmt. Jedenfalls seien Sie vorsichtig mit der Mittheilung, die ich Ihnen eben gemacht habe. — Uebrigens können Sie die Sache bald sehr genau konstatiren. Sie

haben ja hier einen Geistlichen, — den ich einmal bei Ihnen sah —"

„Herrn Schlaberg, — den früheren Pfarrer von Hannover, einen sehr klugen und gewandten Mann," — sagte Herr Meding.

„Nun wohl," rief Madame Dumas, „das ist vortrefflich, — die ganze spanische Verhandlung geht neben der Diplomatie durch die Geistlichkeit, — die Umgebung der Kaiserin und den Beichtvater der Königin Isabella, — bringen Sie Ihren Pfarrer auf die Spur, — es sollte mich sehr wundern, wenn er nicht bald den Faden fände —"

„Sie sind ein wunderbares Wesen," sagte Herr Meding, „ich weiß nicht, ob man in Ihnen mehr die Schärfe und Feinheit des Diplomaten bewundern soll, oder den feinen Geschmack und die schöpferische Kraft der Künstlerin —"

„Keine Komplimente, ich bitte," — rief Madame Dumas, — „ich bin ehrlich und aufrichtig, — und was ich erfasse, das erfasse ich stets mit ganzem Willen und ganzer Kraft, — daher gelingt mir Manches — vor Allem aber bin ich der Freund meiner Freunde und für sich und Ihre Sache können Sie auf mich zählen. —

„Sehen Sie da," fuhr sie fort, indem sie sich ein wenig erhob und aus einer Vase auf dem Kamin einen

trockenen Zweig von eigenthümlicher Form nahm, — „da ist eine jener Rosen von Jericho, welche auf den Trümmern der Mauern wachsen, die einst vor den Posaunen Josua's zusammenstürzten. Diese Rose hat die Eigenthümlichkeit, daß sie, längst getrocknet und in ferne Länder versendet, immer wieder erblüht, sobald man sie in frisches Wasser stellt. — Sie ist das Sinnbild der Freundschaft — die Liebe blüht einmal und Nichts erweckt sie wieder, sobald sie dahin gewelkt ist — die Freundschaft aber soll trotz Zeit und Raum immer wieder neue Blüten treiben, bespült von dem frischen Quell, der aus einem guten und treuen Herzen strömt. — Nehmen Sie," fügte sie mit anmuthigem Lächeln hinzu, „diese bedeutungsvolle Blume als ein Zeichen der Erinnerung und möge sie Ihnen und Ihrer Sache stets frische Blüten des Glücks und Erfolgs bringen!"

Herr Meding nahm den trockenen Blütenzweig, den sie ihm reichte, und drückte ihr herzlich die Hand.

Ein großer, schön gewachsener, ebenholzschwarzer Neger trat in das Zimmer und meldete:

„Herr Léon Gambetta fragt, ob Madame ihn empfangen wolle?"

Herr Meding stand auf.

„Bleiben Sie, mein lieber Freund," sagte Madame Marie Dumas, leicht mit der Hand seinen Arm berüh-

rend, „Sie werden vielleicht einige interessante Bemerkungen über die Situation hören."

Zugleich winkte sie dem Neger, welcher hinausging und nach einigen Augenblicken Herrn Gambetta eintreten ließ.

Dieser junge Advokat, welcher durch seine eifrige Thätigkeit in dem Kreise der sogenannten Unversöhnlichen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, war eine eigenthümliche und außergewöhnliche Erscheinung.

Seine Gestalt war klein und schmächtig, — seine Haltung gebückt. Sein Gesicht, von langem zurückgestrichenem Haar umgeben und mit einem unregelmäßig wachsenden, wenig gepflegten Bart bedeckt, zeigte gewöhnlich den Ausdruck müder Gleichgültigkeit. Um die festgeschlossenen Lippen lag ein Zug feindlicher Abgeschlossenheit, der seinem ganzen Ausdruck etwas entschieden Unsympathisches gab, ein Eindruck, der noch dadurch erhöht wurde, daß das eine Auge erblindet war, wodurch der Blick des andern sehenden Auges um so schärfer und stechender erschien. Die Toilette des jungen Mannes war entschieden vernachlässigt, doch konnte man nach seiner ganzen Erscheinung im Zweifel darüber sein, ob der Grund dafür Gleichgültigkeit oder etwa demonstrative Eitelkeit sein möchte.

Herr Gambetta näherte sich mit ein wenig schlep-

pendem Schritte der Dame und ergriff deren dargereichte Hand.

„Ich komme von Ihrem Vater," sagte er, „und habe mich herzlich über seine Rüstigkeit und Frische gefreut — doch hat er mich nach einigen Minuten wieder vor die Thüre geschickt — da kann ich nicht umhin, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen und mich in Ihr freundliches Gedächtniß zurückzurufen."

„Nur weil mein Vater Sie vor die Thüre gesetzt hat?" fragte Marie Dumas mit einem muthwilligen Lächeln — doch schnell abbrechend fügte sie hinzu: „Setzen Sie sich daher und erzählen Sie mir ein wenig, wie es in unserer guten Stadt Paris aussieht und welche neuen Waffen die Herren Unversöhnlichen gegen unsern vortrefflichsten und großmächtigsten Kaiser Napoleon III. schmieden?"

Herr Gambetta warf mit halbumgewendetem Kopfe aus seinem sehenden Auge einen schnellen Blick auf Herrn Meding.

„Ein Freund," rief Madame Dumas, „für den ich einstehe — ich höre viel," fuhr sie fort, „von großen kriegerischen Vorbereitungen, von Uebungslagern, von Verproviantirung der Festungen, das Alles sieht aus, als ob man in's Feld rücken wolle — ich bin nicht wie die andern Damen, die den Krieg fürchten, — o

ich hasse sie, diese Sieger von Sadowa, welche meinem lieben Oesterreich so wehe gethan haben und welche sich anmaßen, die Weltordnung umzustürzen, als ob Frankreich gar nicht mehr da wäre — und wenn der Kaiser gegen sie zu Felde zieht, so werde ich ihm viel vergeben und meine besten Wünsche werden ihn begleiten!"

„Sie haben Recht," sagte Herr Gambetta, — „es werden allerdings überall die kriegerischen Vorbereitungen mit der größten Energie betrieben, trotz der Abrüstungskomödie, welche zwischen Paris und Berlin gespielt wird — aber," fuhr er fort, indem der Ausdruck grimmigen Hasses um seine Lippen zuckte, — „er soll nicht zu diesem Kriege kommen, der blutige Tyrann, wir werden ihm Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten in den Weg werfen, er soll eingeschlossen werden in den Kreis seiner eigenen Fehler und Verbrechen, bis er in unsern Händen ist — es soll ihm nicht gelingen, herauszubrechen aus den Netzen, mit denen wir ihn fester und fester umspinnen, es soll ihm nicht gelingen, von Neuem mit dem blutigen Glanze falschen Ruhmes die Gemüther des Volkes irre zu führen und seine Herrschaft von Neuem zu befestigen."

„Wissen Sie, daß ich Ihnen sehr böse sein werde, wenn Sie und Ihre Kollegen von der Opposition diesen Krieg verhindern?" sagte Marie Dumas — „und

wissen Sie, daß das nicht sehr patriotisch ist, Schwierigkeiten gegen einen Krieg zu erheben, durch welchen sich Frankreich von allen seinen moralischen Niederlagen wieder aufrichten würde?"

„Dieser Krieg würde den Kaiser retten!" rief Gambetta eifrig, indem sein gelblich blasses Gesicht sich röthete, „und darum darf er nicht stattfinden. — Patriotismus!" rief er achselzuckend, — „was heißt Patriotismus? Bin ich nicht erst Mensch und dann Franzose, soll ich für einen nichtigen Siegesruhm des Landes, auf dessen Erde ich zufällig geboren bin, weil meine Mutter zufällig dort lebte, die großen Grundsätze vergessen, welche für das Wohl der ganzen Menschheit maßgebend sind? — Dieser Krieg würde die Macht des Kaisers neu befestigen und damit der Monarchie, dieser unnatürlichsten und ungerechtesten aller Gesellschaftsformen, auf lange Zeit Dauer und Bestand verleihen. — Ja," fuhr er mit finsterem Ausdrucke fort, — „wenn man wüßte, daß der Kaiser geschlagen würde — "

„Was," rief Marie Dumas, indem sie sich schnell emporrichtete, während ihre Augen Flammen sprühten — „Sie würden den Krieg wünschen, wenn der Kaiser geschlagen würde? — Ist es möglich, daß solche Gedanken in dem Herzen eines Franzosen auch nur einen Augenblick auftauchen können, daß persönlicher Haß und der

Fanatismus politischer Doktrinen Ihnen mehr gelten können, als der Ruhm und die Ehre des Vaterlandes?"

Die Gesichtsmuskeln Gambetta's zuckten wie Wetterleuchten, eine düstere Glut brannte in seinem sehenden Auge und mit zitternder, rauh anklingender Stimme sprach er:

„Mein Vaterland ist die Menschheit — das Heil der Menschheit ist die demokratische Republik — der Arbeit zu Erreichung dieses Ziels gehören alle Gedanken meines Geistes, alle Wallungen meines Herzens. — Ich lebe," fuhr er fort, „verhältnißmäßig arm inmitten von diesem wogenden Meere des Lebensgenusses, das Paris mit seinen berauschenden Fluten erfüllt — ich habe darauf verzichtet, meinen Theil aus diesen Fluten zu schöpfen, — die Natur," fuhr er fort, indem er die Lippen zusammenpreßte, „hat mich stiefmütterlich behandelt, — ich habe verzichtet auf die Liebe mit allen süßen Reizen, welche sie dem Leben geben kann, — so stehe ich da, frei von allen Fesseln, welche das Individuum in geschlossene Lebenskreise bannt, — wenn ich mich aber entkleidet habe von allem Reiz, von aller Freude an dem Leben des Einzelnen, so habe ich auch das Recht, nur die ganze Menschheit und die Prinzipien, auf denen ihr künftiges Glück beruht, zum Gegenstand meines Strebens zu machen. Die Lebensbedingung für

eine gesunde und glückliche Zukunft der Menschheit aber ist die Vernichtung der Monarchie, die dauernde Aufrichtung der Republik."

Er hielt inne.

Madame Dumas blickte ihn halb mit Verwunderung, halb mit Schrecken an.

„Uebrigens," fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, — „bin ich nicht ein so schlechter Franzose als Sie annehmen wollten, — wenn in einem ersten Zusammenstoß die Armeen des Kaiserreichs zersprengt und zurückgeworfen würden, — so bin ich gewiß, daß das Volk von Frankreich sich wie ein Mann erheben wird, — getragen von der hoch anschwellenden Woge der demokratischen Freiheitsbewegung, — dieser Kaiserthron wird verschwinden, aber auf seinen Trümmern wird sich die Republik erheben, — siegreich durch ihre Waffen wie 1793, — siegreich noch mehr durch ihre Prinzipien, deren Wahrheit heute schon tief in die Geister in aller Welt gedrungen ist, die deutschen Heere, welche gegen die kaiserlichen Truppen zu Felde zogen, werden sich weigern, gegen die Legionen der Republik zu fechten, der Krieg wird zu Ende sein — und er wird uns nur die Erlösung von dem Fluch der Monarchie gebracht haben, — und das Beispiel des befreiten Frankreichs wird dem übrigen Europa voranleuchten."

Er hatte immer erregter gesprochen, — der brennende Blick seines sehenden Auges richtete sich wie in prophetischer Vision in die Ferne der Zukunft, in fanatischer Erregung zitterten die Muskeln seines Gesichts.

„Sie sehen also," sagte er dann mit einem kalten Lächeln, — „daß ich vom Standpunkt meiner Auffassung und meines Strebens aus wohl Recht habe, wenn ich den Krieg wünschen möchte, sobald ich sehen würde, daß der Kaiser und seine Prätorianerarmee geschlagen würde, — leider aber bin ich dessen nicht sicher, — ich habe," fügte er in bitterem Sarkasmus hinzu, „noch zu viel patriotisches Vertrauen auf die Tapferkeit und Unbesiegbarkeit der französischen Waffen."

„Wissen Sie wohl," sagte Madame Dumas, „daß Sie ein sehr gefährlicher Mensch sind? — Sie haben den Fanatismus Ihrer Ueberzeugung und würden die Schäden der menschlichen Gesellschaft mit der Kaltblütigkeit Marat's durch Blutbäder heilen!"

„Sind denn nicht," fragte Herr Gambetta, „alle gesunden Ideen, welche heute in der Menschheit leben und den Fortschritt bedingen, noch immer die Folgen jener Kur?"

„Wenn ich der Kaiser wäre," sprach Madame Dumas weiter in scherzendem Ton, aber mit dem Ausdruck der Ueberzeugung in ihrem Gesicht, — „wenn ich der

Kaiser wäre, ich würde Sie arretiren lassen und in einem festen Staatsgefängniß verwahren, — einen Gegner wie Sie unschädlich zu machen, würde seinem Thron mehr Sicherheit geben, als eine gewonnene Schlacht."

„Er würde Recht haben, wenn er es thäte," sagte Gambetta kalt und ruhig, — „aber er wagt es nicht."

Der Neger trat ein und meldete Herrn Mirès.

Gambetta erhob sich.

„Ich muß weiter gehen," sagte er, sich verabschiedend, — „und habe mich sehr gefreut, Sie und Ihren Vater wohl gefunden zu haben."

„Auf Wiedersehen," rief Madame Dumas — „und," fügte sie lächelnd mit dem Finger drohend hinzu, — „arbeiten Sie mir nicht zu sehr gegen meinen Krieg!"

Herr Mirès trat ein.

Dieser merkwürdige Finanzmann, welcher durch eben so kühne und gewagte, als sicher und geschickt durchgeführte Operationen sich in der Geldwelt rasch auf eine schwindelnde Höhe erhoben hatte, um dann ebenso rasch unter der Anklage des Betruges bis zum Gefängniß von Mazas und zur Anklagebank herabzusinken, wo er in seiner Vertheidigung ebensoviel wunderbare und zähe Energie entwickelt hatte, als früher in seinen großen Unternehmungen, stand damals in den letzten fünfziger Jahren.

Seine kleine, zierliche Figur war von einer großen Beweglichkeit, sein spitzes, bartloses Gesicht mit ergrauendem kurzen Haar erinnerte ein wenig an die Porträts des Abbé Dubois, jenes bösen Genius des Regenten von Orleans, seine scharfblickenden Augen waren fast geschlossen und seine dünnen Lippen bewegten sich, wenn er rasch und scharf accentuirt sprach, fast allein in diesem eigenthümlichen Gesicht, dessen übrige Züge stets in glatter Ruhe verharrten.

„Es scheint," rief Marie Dumas, „daß heute alle besonderen Freunde Seiner Majestät Napoleon's III. sich bei mir versammeln, — soeben geht Herr Gambetta hinaus, der das Kaiserreich ganz besonders liebt, und ich glaube, daß Sie, was Ihre Gefühle betrifft, ihm nichts nachgeben."

Herr Mirès setzte sich auf den Stuhl, den Gambetta eben verlassen hatte, und sprach achselzuckend:

„Dieser Gambetta nimmt das Alles zu ernst, — er verschwendet seine Kraft, — man hat wahrlich nur nöthig, ruhig zuzusehen, wie das Gebäude zusammenbröckelt, das den stolzen Namen Empire führt, — es lohnt kaum der Mühe, noch daran zu rütteln."

„Sie sehen," sagte Madame Dumas, sich an Herrn Meding wendend, „wie ich Recht habe, — das ist auch einer von den Verehrern des Kaisers und er hat ein wenig

ein Recht dazu, — aber nehmen Sie sich in Acht," fuhr sie zu Herrn Mirès sprechend fort, — „hier ist ein Hannoveraner, der mit seinen Landsleuten die Gastfreundschaft des kaiserlichen Frankreichs genießt und dafür den Kaiser verehrt."

„Für mich," sagte Herr Meding, — „ist der Kaiser Frankreich, — und die emigrirten Hannoveraner haben hier eine so freundliche Aufnahme und einen so großmüthigen Schutz gefunden, daß ich dafür immer dankbar sein muß."

Herr Mirès warf einen raschen Blick auf den Sprechenden und sagte mit einer leichten artigen Verbeugung:

„Frankreich wird immer den Unglücklichen ein Asyl öffnen, mein Herr, — und der Kaiser kann nicht gegen diesen Charakterzug der Nation handeln, — aber wenn Sie von ihm etwas für Ihre Sache hoffen, so täuschen Sie sich, — er wird Sie mißbrauchen zu Demonstrationen und Agitationen, aber er wird Sie schließlich im Stiche lassen, wie er Alles im Stiche läßt; glauben Sie ja nicht, daß er irgend etwas Großes oder Kluges bis zu Ende durchführen wird, — ich kenne ihn, — und ich bin das Opfer meines Glaubens, den ich — nicht an sein Herz und seinen Charakter, — aber an seinen Verstand hatte, — denn in der That, ich hielt

ihn einer solchen Thorheit, wie er sie gegen mich begangen hat, nicht für fähig.

„Ich wollte," fuhr er lebhaft fort, „dem Glanz und der Größe dieses Kaiserreichs, das durch die Kriege in der Krim und Italien sich einen ziemlich unsichern Nimbus geschaffen hatte, eine feste und großartige ökonomische Basis geben, mächtige Kreditinstitute, auf die Ressourcen des Staates begründet und nach richtigen Finanzgrundsätzen aufgebaut und geleitet, sollten die ganze Finanzwelt Europas von Paris abhängig machen, von hier aus sollte sich der Lebensstrom des Geldverkehrs durch die Adern der Welt ergießen. Denken Sie sich gewaltige Institute, durch die Mittel des Staates genährt und dem Staate wieder die reichen Erträge ihrer Alles überragenden Kapitalmacht zuführend — auf einer solchen goldenen Basis hätte die Größe Frankreichs sicherer und fester gestanden, als auf allen vorübergehenden, mit so vielen Menschenleben und Existenzen erkauften Waffenerfolgen, — Frankreich hätte das Börsenleben, die Industrie und den Handel von Europa beherrscht, — Niemand hätte gegen uns Krieg führen können, weil Niemand ohne uns das Geld dazu hätte erhalten können. — Er schien diese Gedanken zu begreifen, — er schien meine Pläne zu erfassen, und im Vertrauen auf ihn arbeitete ich mit schnellem Erfolg

daran, alle Fäden in meinen Händen zu vereinigen, alle Finanzmacht zu konzentriren, um die große Kombination auszuführen, die ich im Sinne hatte und die die Oekonomie des Staates aus einer primitiven Naturalwirthschaft zu einer in arithmetischer Proportion fortschreitenden und gewinnbringenden Finanzwirthschaft gemacht hätte. — Freilich," fuhr er bitter lächelnd fort, „hätte neben dieser Kombination keine andere Größe bestehen können, — Rothschild — Pereire — und alle diese Sterne der Finanzwelt wären wie Irrlichter versunken, — es hätte nur eine Macht gegeben — eine Macht, die geheißen hätte: Frankreich und Mirès! Und um dieß große Ziel zu erreichen, durfte er nichts thun, — gar nichts, als mich gewähren lassen, — aber er fürchtet jede Kraft, — auch diejenige, die sich mit ihm verbinden will, die gar kein Interesse hat, ihm zu schaden, — und so fürchtete er mich, — er kennt ja nur dieß eine roheste und kindlichste Mittel der Herrschaft, alle Kräfte sich gegenseitig bekämpfen und aufreiben zu lassen; er fürchtete mich und darum opferte er mich Pereire und Rothschild, — ohne zu bedenken, daß er damit sich und die Zukunft seiner Dynastie opferte, — ich hätte ihn gehalten und ihn und sein Haus für immer mit der nationalen Oekonomie Frankreichs verbunden, ich hätte Größeres und Dauernderes für ihn geschaffen, als einst Colbert für

Ludwig den Vierzehnten — jetzt ist das Alles zerbrochen, und die finanzielle Basis des Kaiserreichs ist zerstört; — was ist Pereire? — was ist Rothschild?" rief er mit höhnischem Lachen, „Pereire und seine Unternehmungen sind Triebsand, in welchem dieß Empire langsam versinken wird, — und Rothschild, — nun er wird wahrlich für Frankreich nichts thun, aus seinen Kassen wird, wenn er etwas verdienen kann, das Geld fließen, mit welchem man uns den Vernichtungskrieg macht. — Die mexikanischen Obligationen — das sind die Eroberungen der finanziellen Feldzüge des Kaiserreichs!

„Nun," sagte er achselzuckend, — „mich hat er nicht vernichtet durch seinen Verrath, — aber sich selbst hat er zerstört, — für mich handelt es sich nur um den traurigen Zusammensturz eines großen Werkes, an welches ich meine ganze Kraft und Arbeit gesetzt hatte, für ihn handelt es sich um die Existenz. Es wird nicht an Gambetta, nicht an der Demokratie und der Revolution zu Grunde gehen, — nein, er wird langsam und schmachvoll versinken in dem Schlamm der faulen Finanzwirthschaft, die er beschützt, damit seine Freunde aus ihren trüben Quellen Gold schöpfen können."

Noch ehe Jemand nach der heftigen Rede des tief erbitterten gestürzten Börsenfürsten etwas gesprochen, öffnete sich rasch die Thüre und Alexander Dumas trat

in das Zimmer seiner Tochter, welche ihm, schnell aufspringend, entgegeneilte und ihn herzlich und liebevoll umarmte.

Die hohe und volle, etwas gedrungene Gestalt des großen Romanciers hatte durch das Alter und das wachsende Embonpoint etwas Schwerfälliges erhalten — die Bewegungen hatten nicht mehr die leichte Eleganz der früheren Jahre, wenn sie auch noch immer edel und anmuthig waren. Der große Kopf mit dem krausen, wolligen, bereits stark ergrauten Haar war ein wenig vorgebeugt, die Augen funkelten von Geist und Humor und leuchteten zugleich von einer unbeschreiblichen kindlichen Gutmüthigkeit, die vollen, hochaufgeworfenen Lippen öffneten sich leicht über noch immer schönen Zähnen.

Alexander Dumas trug ein weites Beinkleid von gelbem Nanking und ein weites, faltiges weißes Hemd, — sehr empfindlich für die Hitze, wie er war, fand man ihn in seinem Zimmer Morgens nie in einem andern Kostüme — alle seine Freunde waren daran gewöhnt und fanden nichts Außerordentliches darin.

Ihm folgte ein großer magerer Mann, eckig und ungelenk in seiner Gestalt und Haltung — etwas über dreißig Jahre alt, aber in seinen von Leidenschaften zerrissenen Zügen älter erscheinend. Die Züge waren häßlich, nicht nur durch ihre eigenthümlich unregelmäßige

Bildung, die eingedrückte Stirn, die stark hervorstehenden Backenknochen, den festgeschlossenen Mund mit den dünnen blutlosen Lippen — sondern besonders auch durch den Ausdruck unstäter Hast, welcher auf ihnen lag, — durch den feindlich stechenden Blick der in fieberhaftem Glanz brennenden Augen.

Alexander Dumas begrüßte den Regierungsrath Meding herzlich, drückte Mirès die Hand und setzte sich dann neben seine Tochter, welche seine Hand in der ihren behielt und ihn mit inniger Zärtlichkeit anblickte.

„Da bringe ich Dir Rochefort," rief er, auf den mit ihm Eingetretenen deutend, — „den Vicomte von Rochefort, — den Nachkommen jenes Rochefort, des großen Kardinals, welchem d'Artagnan so hübsche Degenstiche beibringt, — dieser aber ist kein Diener der Fürsten, — was eigentlich schade ist für einen Mann seines Namens, — er ist ein Mann des Volks, — des Volks, das freilich der größte und mächtigste Fürst ist — aber auch der undankbarste, — er heißt nur noch Henri Rochefort und hat mir eine sehr hübsche Idee mitgetheilt, — er will eine kleine, regelmäßig wieder erscheinende Broschüre herausgeben, — ‚die Laterne', welche in kleinen scharfen Streiflichtern unsere Zustände ein wenig beleuchten soll. Das scheint mir ein ganz verdienstvolles Werk zu sein — und verspricht auch sehr amüsant zu werden."

Herr Mirès lächelte. „Sehr amüsant und lehrreich," sagte er, — „vielleicht, mein Herr, kann ich Ihnen hie und da eine kleine Notiz zur Verwendung geben, — ich habe Manches gesehen unter der Oberfläche unserer Zustände." —

„Herr Mirès," sagte Alexander Dumas, „hat allerdings auch seine kleine Laterne, welche auf gewisse Punkte recht helles Licht werfen kann."

„Ich danke, mein Herr," sagte Rochefort mit einem scharfen, forschenden Blick auf den so bekannten Financier, — „ich werde gern Alles annehmen, was dazu beiträgt, die Strahlen, welche meine Laterne werfen soll, so vielseitig als möglich zu machen."

„Ich vermuthe," warf Madame Marie ein, „daß diese Laterne nicht eben ein freundliches Licht auf unsern Kaiser und seine Regierung werfen wird," — sie legte den Kopf auf die Schulter ihres Vaters und blickte lächelnd zu Rochefort hinüber.

„Warum, Madame?" erwiederte dieser, indem ein höhnischer Zug um seine Lippen zuckte, — „ich bin guter Bonapartist."

Alexander Dumas sah ihn verwundert an.

„Nur," fuhr Rochefort fort, „suche ich mir unter den Regenten dieser Dynastie denjenigen aus, welchem ich meine besondere Zuneigung und Verehrung zolle, und

das ist Napoleon II., — unter seiner Regierung hat man keine Kriege geführt, — unter seiner Regierung sind keine Steuern erhoben, keine Todesurtheile vollstreckt worden, — und doch wird mir Niemand entgegnen können, daß er niemals regiert habe, — denn unser glorreichster Kaiser, der jetzt die Zierde des Thrones von Frankreich ist, heißt ja Napoleon III."

„Sehr gut," sagte Mirès, — „sehr gut, — das würde ein vortreffliches Entrefilet in der Laterne sein!"

Alexander Dumas lächelte — dann aber schüttelte er langsam den mächtigen Kopf.

„Als Bonmot ist das ganz gut," sagte er, — „aber es gefällt mir doch nicht, — der arme König von Rom! — Das Schicksal dieses Kindes ist so tragisch, daß es mir widerstrebt, seinen Namen zum Gegenstand feindlicher Bonmots zu machen."

Madame Marie warf aus ihren großen leuchtenden Augen einen Blick voll Liebe und Bewunderung auf ihren Vater. Dann beugte sie sich auf seine Hand und drückte einen Kuß darauf.

Rochefort drehte ein wenig verlegen an seinem kurzen Schnurrbart.

Der Neger trat ein und meldete:

„Die Frau Gräfin Dash."

Mirès und Rochefort verabschiedeten sich.

Die Gräfin Dash, diese in der Damenwelt einst so beliebte Schriftstellerin, trat ein.

Sie war mit äußerster Eleganz und Einfachheit zugleich gekleidet — ihr volles schneeweißes Haar war sorgfältig frisirt und umrahmte ihr feingeschnittenes Gesicht, dessen Züge zwar ihr hohes Alter anzeigten, das aber noch die frischen Farben und die lebhaften, feurigen Augen der Jugend bewahrt hatte.

Alexander Dumas war ihr entgegengeeilt und reichte ihr mit einer Bewegung voll sympathischer Herzlichkeit beide Hände entgegen.

„Sie werden jedesmal jünger, meine theure Freundin," rief er, „so oft ich Sie sehe, geben Sie mir das Geheimniß Ihrer ewigen Frische — ich werde alt, meine Kraft verläßt mich allgemach, — bald wird die Lampe verlöschen!"

Und er führte sie langsam nach dem Sopha, in welches er sie mit sorgsamer Aufmerksamkeit niedersetzte. Es war ein eigenthümlicher und wehmüthig reizvoller Anblick, diese beiden alten Leute zu sehen, welche herüberragten in unsere Tage aus einer vergangenen Zeit voll Poesie und frischen Lebens, — welche Einer bei dem Anblick des Andern mit trauriger Klarheit die Spuren der über alle Blüten des Menschenlebens erbarmungslos dahinschreitenden Zeit erblickten, — welche

aber auch in ihren warmen Herzen die ewige Frische der Jugend bewahrten, die unter den alternden Zügen des Freundes das lichte Bild der Vergangenheit heraufstauchen läßt.

„Sie scherzen, mein lieber Alexander," erwiederte die alte Dame auf das Kompliment ihres Freundes, indem sie das weiße Haupt schüttelte, das ihr in Verbindung mit ihrer ganzen vornehmen und distinguirten Haltung das Ansehen einer jener alten Herzoginnen des ancien régime gab, — „Sie scherzen, — ich fühle zu sehr die Macht des Alters, um den Illusionen Glauben zu schenken, welche mir mein Herz zuweilen vorspiegeln möchte, — dieß Herz, das so langsam alt wird und so schwer stirbt."

„Wissen Sie," sagte Alexander Dumas, „daß unsere gute Dejazet noch einmal aus dem Grabe der Vergessenheit sich erhebt und ihre alten Rollen auf ihrem kleinen Theater spielt, — ihre jugendlichen Glanzrollen, in ihrem Alter von fast achtzig Jahren?"

„Ich habe davon gehört," sagte die Gräfin Dash, — „sie will ihrem Sohn Vermögen schaffen, — und die Zugkraft ihres Namens soll groß genug sein, um alle Tage das Theater zu füllen."

„Ich habe nicht hingehen mögen," rief Alexander Dumas, — „man kann vergangenes Leben nicht gal-

vaniſiren, ohne der Schönheit Eintrag zu thun und Häßliches hervorzubringen, — mir würde es einen ſchaurigen Eindruck machen, die zuſammenſinkende Ruine der ſchönen und anmuthigen Dejazet auf derſelben Szene wie ein Geſpenſt heraufſteigen zu ſehen, auf welcher ſie einſt das Entzücken von ganz Paris bildete."

„Ich habe ſie geſehen," bemerkte Herr Meding, — „als Napoleon in Brienne und als Richelieu in den premières armes de Richelieu, — ſie war ſehr merkwürdig durch die Leichtigkeit und Eleganz ihres Spieles und durch die ſo korrekte und elegant pointirte Deklamation, die man in unſeren Tagen außer im théâtre français faſt gar nicht mehr hört, — mehr aber hat mir ein Nachſpiel gefallen, in welchem ſie im Koſtüme einer alten Bäuerin, von jungen Mädchen umgeben, Beranger's reizendes Lied der Erinnerung an Jugend und Schönheit ſingt. Es war in der That rührend und tiefe Bewegung erfaßte das ganze Haus."

„Die alte Dejazet, — wie ſie das Lied ihres todten Freundes ſingt," — ſagte die Gräfin Daſh, indem eine Thräne an ihrer Wimper perlte, — „das iſt in der That ſchön und kann von der jetzigen Generation nicht ſo verſtanden werden, wie von uns, die wir ſie jung und ſchön wie eine Liebesgöttin gekannt und geſehen haben, wie Beranger ſeine ſchönſten Lieder zu ihren

Füßen sang. — Um das zu hören, könnte ich mich auch entschließen, hinaus nach dem kleinen Theater zu gehen, wo wir so oft heitere Stunden verlebten, — aber meine Kräfte erlauben es nicht — ich kann nicht so lange die Ruhe meines Lehnstuhles entbehren."

„Sie sprachen ja von einer Kur in Bagnères de Luchon, welche Ihr Arzt Ihnen vorgeschrieben hat?" fragte Madame Marie.

„Meine liebe Freundin," sagte die Gräfin, „es ist traurig, wenn mit den Schwächen des Alters sich die Armuth verbindet, — meine Mittel erlauben es mir nicht, die Reise zu machen, die mir die Gesundheit bringen sollte."

„Was?" rief Alexander Dumas auffahrend, — nachsinnend beugte er das Haupt, — dann schlug er sich vor die Stirn.

„Ich habe nichts in diesem Augenblick," rief er, — „ich habe einem armen Teufel, der zu mir kam, die letzten hundert Franken gegeben, die ich in dem Schubfach meines Tisches fand, — aber," sagte er in rascher Wendung, Herrn Meding die Hand auf die Schulter legend, „hier ist der Vertreter des Königs von Hannover, eines der edelsten und ritterlichsten Herren der Welt, den ich verehre, ohne ihn zu kennen, weil er so würdevoll und königlich gefallen ist, — Sie hören, mein Freund,

dieſer alten vortrefflichen Dame fehlt das Geld, ihre Geſundheit zu ſtärken, — ich bin überzeugt, wäre Ihr König hier zur Stelle, er würde bereits das ſchönſte Recht der Fürſten ausgeübt haben — edle Herzen glücklich zu machen."

„Wenn die Frau Gräfin mir erlaubt, mich in Ihre Angelegenheiten zu miſchen," ſagte Herr Meding, — „ſo werde ich ſogleich dem Könige, meinem allergnädigſten Herrn, ſchreiben und ich bin überzeugt, daß es den König glücklich machen wird, Ihnen eine jener elenden Sorgen der materiellen Welt abzunehmen, welche eine Dame wie Sie niemals berühren ſollten."

„Sie ſehen," ſagte Alexandes Dumas, „daß fürſtliche und ritterliche Geſinnung in der Welt nicht ausſtirbt, — wir können ruhig entſchlafen, — es wird immer noch Helden für die Romanciers der Zukunft geben."

Die Gräfin Daſh neigte freundlich und anmuthig dankend das Haupt.

Herr Meding ſtand auf.

„Wir erwarten Sie alſo heute zum Diner," ſagte Madame Marie, — „Sie werden eine kleine amüſante Geſellſchaft finden, — Lord Haughton unter Andern, den Freund Palmerſton's — und Ihren Hannoveraner, den

Sie mir neulich vorstellten, bringen Sie mit, nicht wahr, — Herrn — Herrn —?"

„Von Wendenstein?" sagte Herr Meding.

„Von Wendenstein," sprach sie mit komischer Bewegung des Mundes nach, — „der junge Mann ist entschieden liebenswürdiger als sein Name."

„Apropos," rief Alexander Dumas, „ich habe noch eine Dame eingeladen, die mich besucht hat, — eine sehr liebenswürdige und schöne Dame, eine Italienerin, die Marchesa Pallanzoni, — die seit dem vorigen Jahre hier ist und alle Welt entzückt."

„Ich werde mich freuen, sie zu sehen, — ich habe schon von ihr sprechen gehört," sagte Marie Dumas.

„Also auf Wiedersehen in zwei Stunden," sprach der Regierungsrath Meding sich verabschiedend und verließ den Salon.

Zehntes Kapitel.

Zwei Stunden ſpäter verſammelte ſich in dem Empfangsſalon Alexander Dumas' eine kleine Geſellſchaft zu einem jener Diners, welche ſo geſucht und berühmt waren, ſowohl wegen der eigenthümlich vortrefflichen Küche, als wegen der wunderbar anziehenden und reizenden Plauderei, welche der geiſtſprühende Wirth anzuregen und zu unterhalten verſtand.

Der Salon war einfach mit großen Fauteuils möblirt, ein langer Divan lief an der Wand her, ein Pianino ſtand in der einen Ecke, von großen reichen Blattpflanzen umgeben. In die Wände gefügt ſah man große Medaillons in feinen Goldrahmen, welche in ſauberer und korrekter Oelmalerei Szenen aus Goethe's Fauſt zeigten, nach den Kartons von Kaulbach von Madame Marie Dumas gemalt, welche durch dieſe Dekoration dem ſonſt ſo einfachen Salon einen ganz

besondern und außergewöhnlichen Charakter zu geben verstanden hatte.

Die Dame des Hauses in einfacher Sommertoilette von weißem Stoff mit gelben Bändern und Schleifen empfing ihre Gäste mit aller Anmuth der Dame der großen Welt und zugleich mit all' der freimüthigen Leichtigkeit und Ungezwungenheit, welche der Künstlerin und der Tochter des berühmten Schriftstellers eigenthümlich war.

Sie saß in einem Fauteuil neben dem Kamin, — ihr zur Seite die Marchesa Pallanzoni, deren vornehme und distinguirte Schönheit wo möglich noch frischer und reizender geworden war. Sie trug ein weißes, mit ganz kleinen schwarzen Sternen durchwebtes Kleid von leichter Seide, ein einfaches Kreuz von Gold an schwarzem Band um den schlanken Hals und schwarze Sammtbänder um die schönen Handgelenke.

Die Marchesa ließ ihre dunkeln Augen mit dem Ausdruck einiger Verwunderung über die Wandgemälde gleiten und sprach mit liebenswürdigem Lächeln:

„Ich hätte kaum erwarten sollen, in Ihrem Salon, Madame, und im Hause Alexander Dumas' diese schmachtende Mondscheingestalt des deutschen Gretchens zu finden."

„Ich habe selbst diese Panneaux gemalt," erwiederte

Madame Dumas, „und ich muß Ihnen gestehen, daß ich es mit besonderer Vorliebe gethan habe. Ich verstehe es leider nicht, die deutschen Dichter in ihrer Sprache zu lesen und ich höre von meinen Freunden aus Deutschland, daß ein großer Theil ihres eigentlichen Geistes durch die Uebersetzung verloren geht, — aber doch liebe ich diese Dichtungen, die mich anmuthen wie Klänge aus einer andern fremden Welt. — Das deutsche Gretchen ist eigentlich doch das Bild der reinsten Weiblichkeit, — vielleicht würde eine solche Erscheinung, wenn man ihr im wirklichen Leben begegnete, sehr langweilig sein, da sie doch dann nicht immer Sentenzen und reizende Naivitäten sprechen könnte, — als Gestalt der Dichtung aber spricht sie mich ungemein an."

„Zu solchem Gretchen," sagte die Marchesa, „gehört aber auch vor allen Dingen, daß sie schön sei, denn denken Sie sich nur, welche Figur würde ein Gretchen spielen ohne die schlanke ätherische Gestalt, ohne die großen blauen Augen, das blonde Haar, den zarten Teint und den frischen Mund! Da ziehe ich doch den französischen Typus der Weiblichkeit vor, der seinen Reiz behält auch ohne die physische Unterstützung von Jugend und Schönheit."

Der Regierungsrath Meding und der Lieutenant von Wendenstein traten ein, — die Augen der Marchesa

öffneten sich einen Augenblick weit, als sie den jungen Mann erblickte, — es sprühte daraus hervor wie ein Funke elektrischen Lichts — um ihre Lippen zitterte es wie triumphirende Freude, — dann schlug sie die Augen wieder zu Boden und erwartete ruhig die Begrüßung der Herren, welche Madame Dumas ihr vorstellte.

„Ich erinnere mich, den Herrn von Wendenstein im vorigen Jahre gesehen zu haben," sagte sie mit einem leichten, beinahe höhnischen Lächeln, — „er erzeigte mir sogar die Ehre, mich einige Male zu besuchen, — seit jener Zeit aber habe ich ihn nicht wieder gesehen."

Der junge Mann blickte die Marchesa beinahe mit Schrecken an. Er hatte sie nicht wieder gesehen, seit er im vorigen Jahre vor ihr gekniet und fast ihre Lippen auf den seinen gefühlt hatte — seit jener Zeit war sein Herz erfüllt von den Bildern einer lieben stillen Vergangenheit, — das Leben in der Schweiz, wo er mit der hannöverischen Emigration in ruhiger Stille den Winter verbracht, hatte ihm die Eindrücke seines ersten Aufenthaltes in Paris wie einen schnell vorübergeflogenen Traum erscheinen lassen, wenn auch immer aus dem Grunde seiner Seele die lockenden Bilder wieder aufgetaucht waren, welche seine Sinne so glühend erregt hatten. Seit er aber mit dem Kommando der hannöverischen Emigration, welche man jetzt die Welfenlegion zu nennen

begonnen hatte, wieder zurückgekehrt war in diese berauschende Atmosphäre von Paris, hatten ihn jene Bilder mehr und mehr wieder umschwebt und oft schon hatte er sich, in träumende Gedanken versunken, plötzlich vor dem Hause der Marchesa wieder gefunden, hinaufblickend nach den Fenstern jener Räume, in welchen sich ihm eine so wunderbar süße Blume mit betäubendem Duft erschlossen hatte.

Es durchzuckte ihn wie ein Blitz, als er, der Einladung Alexander Dumas' folgend, sich hier plötzlich der Frau gegenüber befand, welche mehr, als er es selbst sich gestand, seine Gedanken erfüllte.

Er stammelte einige Worte, um mit seiner Abwesenheit zu entschuldigen, daß er nicht wieder zurückgekehrt sei, welche von der Marchesa mit leichtem Achselzucken und spöttischem Lächeln aufgenommen wurden, während zugleich ein ganz flüchtiger Blick ihrer halb sich aufschlagenden Augen etwas wie einen Schimmer von Bedauern ausdrückte.

Herr von Wendenstein hatte alle Fassung verloren und seine Verlegenheit hätte nicht unbemerkt bleiben können, wenn nicht die übrigen Eingeladenen in schneller Folge eingetreten wären.

Lord Haughton war zuerst erschienen, ein mittelgroßer Mann von etwa fünfzig Jahren, seine Züge

waren ausdrucksvoll und geistreich, — trugen aber nicht den Charakter der scharf geschnittenen Profile der alten englischen Aristokratie, sein etwas langes und dunkles Haar hing glatt an den Schläfen herab und sein sanftes Auge blickte klar und ruhig beobachtend umher.

Dem vielgereisten Engländer folgte Herr Narischkin, ein junger Russe von jener ersten Familie des Reiches, welche nie einen Titel angenommen hat, aber den Rang vor allen Fürsten behauptet. Seine Gemahlin, eine schöne junge Frau mit dunkelblondem Haar und tiefblickenden schwärmerischen Augen, in zartes Grau gekleidet, setzte sich neben die Damen, — Monsieur Clay Ker Seymer, Sekretär der englischen Botschaft und seine Gemahlin, eine hochblonde Engländerin mit lebhaften geistvollen Augen, vervollständigten die Gesellschaft.

„Wissen Sie wohl," sagte die Marchesa Pallanzoni, sich an Madame Marie Dumas wendend, — „daß ich Ihrem Vater böse bin? Es ist nicht galant, daß er uns seine Gesellschaft entzieht, er sollte in diesem Punkt eben so freigebig und großmüthig sein, wie in allen andern."

„Mein Freund Dumas," sagte Lord Haughton, „hat niemals die Bedeutung der Zeiteintheilung gekannt, — ich wette, er sitzt in seinem Zimmer, in irgend eine Lektüre oder Arbeit vertieft, und hat vollständig ver-

gessen, daß wir hier sehnsüchtig auf seine Gesellschaft warten."

„Ich muß meinen Vater vertheidigen, Mylord," erwiederte Madame Marie lächelnd, — „ich bin überzeugt, er beschäftigt sich in diesem Augenblick sehr angelegentlich mit seinen Gästen, indem er dafür sorgt, daß sie etwas zu essen bekommen, — ich glaube, daß mein Vater in der Küche ist und das Diner bereitet."

„Alexander Dumas kocht?" rief Madame Clay Ker Seymer erstaunt und auf allen Mienen zeigte sich ungläubiger Zweifel.

„Wollen wir ihn in seiner kulinarischen Werkstätte überraschen?" fragte Madame Marie Dumas aufstehend, — „folgen Sie mir — Sie werden sehen, wie der Schöpfer des d'Artagnan und des Père Gorenflot seine Theorieen praktisch ausführt."

Lachend und scherzend folgte ihr die ganze Gesellschaft.

Die Marchesa Pallanzoni blieb ein wenig zurück, so daß sie in der Thüre fast den Herrn von Wendenstein streifte.

„Es ist nicht schön, seine Freunde so schnell zu vergessen," sagte sie leise, mit einem Blick voll feuriger Glut, und schnell folgte sie den übrigen Damen.

Der junge Mann fühlte, wie eine Blutwelle nach seinen Schläfen strömte, und keines klaren Gedankens

fähig, schritt er hinter der Gesellschaft her, einen langen Korridor entlang, an dessen Ende Madame Marie eine Thüre öffnete und, sich zur Seite stellend, ihre Gäste in eine große und helle Küche eintreten ließ, ausgerüstet mit einer unvergleichlichen Batterie de Cuisine, glänzend von hellpolirtem Kupfer, schimmerndem Porzellan und weißem Holzgeräth.

In der Mitte dieses Raumes, einige Schritte von dem weißen, mit glänzendem Messingreif eingefaßten Herd, stand ein großer, mit schneeigem Leinentuch überdeckter Tisch und vor demselben erblickte man Alexander Dumas in untadelhafter Dinertoilette, die Spitzen der Aermel seines Fracks und die weißen Manschetten ein wenig aufgeschlagen. Vor ihm auf dem Tisch standen mehrere Porzellanschalen mit Löffeln von Silber und Horn und eine große Anzahl Flaschen mit dem grünlich goldgelben Olivenöl von Nizza, dem duftigen Essig von Bordeaux und allen jenen Saucen und Essenzen, welche die kulinarische Chemie in England und Amerika so vortrefflich zu bereiten versteht. Neben dem Tisch stand eine hübsche kräftige Frau von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, eine weiße Schürze über dem einfachen Kattunkleid von fast eleganter Sauberkeit und lauschte mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit den Bemerkungen, die der berühmte Küchenmeister in abgebrochenen Sätzen machte.

Als die Gesellschaft mit einem allgemeinen Ausruf des Erstaunens über das so unerwartete und außergewöhnliche Bild, das sich ihr darbot, in der Küche erschien, blickte Alexander Dumas auf, grüßte mit dem liebenswürdigen Lächeln seine Gäste und sprach, ohne sich in seiner Beschäftigung einen Augenblick stören zu lassen:

„Verzeihen Sie, meine Damen und meine lieben Freunde, daß ich Ihnen nicht entgegenkomme und Ihnen nicht einzeln die Hand drücke, — aber ich bin so sehr mit Ihrem körperlichen und moralischen Wohl beschäftigt, daß ich glaube, Sie werden mir die äußere Form der Höflichkeit in diesem Augenblick erlassen, da deren Beobachtung mich in meiner Arbeit stören müßte."

„Es ist eine etwas kühne Behauptung, mein lieber Dumas," sagte Lord Haughton lachend, „daß Ihre gewiß sehr nützliche und für unsere Gaumen und unsere Zungen sehr wohlthätige Beschäftigung auch dem moralischen Theil unserer Existenz heilsam sein soll. Die Moralprediger warnen uns ja vor der Gourmandise als vor der größten Feindin der moralischen Kraft der Seele."

„Sie haben Unrecht — wie in so vielen andern Punkten ihrer ascetischen Theorieen," erwiederte Alexander Dumas, indem er ein Ei am Rande eines Glases

zerschlug, vorsichtig den Dotter abklärte und in eine der Porzellanschalen fließen ließ, — „sie haben vollkommen Unrecht — denn ein hungriger und schlecht ernährter Mensch ist böse — allen schlechten Leidenschaften zugänglich, — ein Mensch aber, der sich mit groben, schlecht präparirten Nahrungsstoffen ernährt hat — wird dumm und unfähig, feine und edle Gefühle zu empfinden. Ich habe stets an mir beobachtet," fuhr er fort, indem er das Eigelb mit feinem Pfeffer und Salz durchrührte und es mit ganz fein im Mörser zerstoßenem Fleisch von scharf gebratenen Bekassinen zusammenknetete, — „daß die verschiedenen Nahrungsstoffe, die ich zu mir nehme, ihren ganz bestimmten Einfluß auf unser Denken und Empfinden ausüben, — sie bestimmen so zu sagen die Tonart, in welcher die Saiten unseres Seelenlebens anklingen — vorausgesetzt natürlich, daß jene Stoffe möglichst von den rohen Theilen ihrer Materie befreit sind.

„Ich werde heute zum Beispiel," fuhr er fort, „die Ehre haben, Ihnen eine bisque aux écrevisses serviren zu lassen, — die bisque aux écrevisses ist eines der vortrefflichsten Nahrungsmittel, das ich kenne, es gibt Ihnen die Lebenskraft zweier Elemente — in der Bouillon die Kraft des Rindes, das sich auf der Erde von den Blumen und Kräutern der Wiesen ernährt, und zugleich den feinen Geschmack der Krebse, die auf dem kühlen,

dunkeln Grunde des Waſſers leben. Das Waſſer iſt die träumende, flutende und rauſchende Poeſie, — die Erde und ihre Marſchen und Wieſen, das iſt die Realität mit ihrem Reiz und ihren Genüſſen — und ſo haben wir für die zwei Roſſe, welche Plato vor den Wagen der menſchlichen Seele ſpannt, in der Krebsſuppe für jedes das angemeſſene Futter, natürlich werden ſie nach ſolcher Nahrung muthiger anſpringen, als nach einem boeuf bouilli aux pommes de terre.

„Ein Glas Madeira, Madame Humbert, und die Trüffelpurée," ſagte er, ſich zu ſeiner Köchin wendend, welche mit eifriger Pünktlichkeit ihm das Verlangte reichte.

„Plato's Theorieen angewendet auf die Küche Alexander Dumas'," rief Lord Haughton lachend — „das beweist, daß die großen Geiſter aller Zeiten ſich berühren und ergänzen, und wäre es auch nur durch das Medium einer bisque aux écrevisses!"

„Unſer großer Meiſter hat Recht," rief die Marcheſa Pallanzoni, — „was er ſoeben ſagte, iſt mir aus der Seele geſprochen, — es iſt, was ich lange gedacht habe und wofür ich ſo ſchwer Verſtändniß gefunden. — Zum erſten Male ſehe ich das Küchenhandwerk, — denn ein Handwerk iſt die an ſtets gleiche Rezepte und Vorſchriften gebundene Speiſenbereitung — zum erſten Male ſehe ich hier das Küchenhandwerk zur hohen und freien Kunſt

erhoben, — doch wie könnte auch etwas nicht zur Kunst werden, was die schöpferische Hand Alexander Dumas' berührt und mit seinem Geiste durchdringt!"

Alexander Dumas winkte der schönen Frau mit der Hand zu und dankte durch ein verbindliches Kopfnicken für das Kompliment, während er zugleich sorgfältig und aufmerksam seinen Teig mit der Trüffelpurée vermischte und langsam mit dem Madeira befeuchtete.

„Hier sehe ich," fuhr die Marchesa fort, „zum ersten Male die Inspiration des Genius in die Kochkunst eintreten, und so habe ich mir immer das Ideal des Genusses vorgestellt, der bei dem Menschen auf der Höhe seiner Entwicklung an die Stelle der thierischen Ernährung treten soll. — Der Geschmack hat ebenso seine Grundtöne wie das Gehör, und diese Töne sind an gewisse Stoffe gebunden, wie die Töne der musikalischen Skala an die Saiten der Instrumente, — diese Töne in immer neuen Kombinationen zu einfachen und wieder kunstvoll verschlungenen Verbindungen zusammenzufügen, ist die Aufgabe des Kochkünstlers, und wie der Komponist Lieder, — Symphonieen, — Opern schreibt, so sollte auch der Kochkünstler dem Sinne des Geschmacks, der doch ebenso edel ist, als der des Gehörs, Genüsse bieten, die sich der Gesellschaft, der Zeit und dem Orte

anpaſſen, ſtatt jenes ewigen Einerlei von Wiederholungen."

Alexander Dumas verneigte ſich nunmehr ſehr tief gegen die Marcheſa und ſagte:

„Es gibt für den ſchaffenden Künſtler nichts Schöneres und Erhebenderes, als von edlen Geiſtern verſtanden zu werden, — dieß Glück haben Sie mir gegeben, Frau Marcheſa, — das Diner, das ich Ihnen heute zu ſerviren die Ehre haben werde, iſt eine Kompoſition, welche den Titel führen ſoll: ‚Hommage à la beauté et à l'ésprit' — der Schönheit und dem Geiſte, deſſen liebenswürdige Vertreterinnen ich heute an meinem Tiſche ſehe," fügte er mit einer Verbeugung gegen Madame Clay Ker Seymer und die Fürſtin Nariſchkin hinzu. — „Sie haben Recht," fuhr er dann fort, „den Genuß der Zunge möglichſt von den rohen Faſern der Urſtoffe zu reinigen, — das iſt die Aufgabe der Kochkunſt, — was war die Ambroſia der Olympier anders als die Quinteſſenz alles Wohlgeſchmacks, in ätheriſcher Reinheit von dem Element der Schwere befreit, das den irdiſchen Körper immer wieder zum Staub der der Erde herabzieht, — könnten wir dieſe Quinteſſenz wieder erreichen, ſo wäre das Elixir des Lebens erfunden, an deſſen Aufſuchung von Noſtradamus und Al-

bertus Magnus bis zu Cagliostro so viele Geister ihre Kraft und Arbeit verschwendeten."

„Sie haben aus schönem Munde so hohe Anerkennung gefunden," sagte Lord Haughton, „daß ich mich begnügen werde, Ihnen meine Bewunderung durch meinen Appetit zu beweisen, — erlauben Sie mir nur eine kleine kulinarische Anekdote zu erzählen, welche beweist, daß Ihre Theorie der Konzentrirung der Genüsse auch schon früher von verständnißvollen Gourmands anerkannt wurde. — Zur Zeit des ersten Kaiserreichs hatte man eine kulinarische Erfindung, welche man rôti à l'Impératrice nannte. Man nahm eine in Milch gebadete Sardelle, that sie in eine Olive, die Olive in eine Lerche, die Lerche in eine Wachtel, die Wachtel in ein Rebhuhn, dieß in eine Poularde und so weiter, bis das Ganze Raum in dem Innern eines holsteinischen Ochsen fand — Alles wurde am Spieß gebraten, und der gourmand incroyable aß zuletzt — die Sardelle."

Alle lachten. Alexander Dumas blinzelte mit etwas sarkastischem Ausdruck den Lord an und sprach mit leichtem Achselzucken:

„Ben trovato, Mylord, — aber nicht richtig, — denn die Sardelle wird höchstens den Geschmack der Olive annehmen, — beiläufige eine sehr unvollkommene Komposition, etwa einem Quinten- oder Septimenakkord

vergleichbar, — wie die Marchesa sagen würde, — die Sache wäre richtig, wenn man die feinsten und konzentrirtesten Säfte dieses ganzen Konvoluts von Fleisch in eine Tasse Bouillon vereinigen könnte."

Er hatte seinen Teig vollendet und auf seinen Wink reichte ihm Madame Humbert eine Platte, auf welcher sorgfältig aneinander gereiht eine Anzahl von fonds d'artichauts sich befanden.

„Sehen Sie hier, meine Damen," sagte er, „diese Artischoke — das Werk Borgia's ist gethan — sie sind ihrer Blätter entkleidet, — das paßt ja mit der Situation der Gegenwart, denn die Artischokenblätter Italiens sind ja ebenfalls verspeist," fügte er lächelnd hinzu, — „ich fülle den Fond," fuhr er fort, indem er mit einem silbernen Löffel vorsichtig den Teig in die Höhlung des Grundes einer Artischoke strich, — „mit dieser Purée von Bekassinen, — der Lust der wahren Jäger, — wie das nicht anders sein kann bei einem, das Waidwerk in Wald und Feld so sehr liebenden König wie Seine Majestät Viktor Emanuel. Dieser Teig ist durchsetzt mit einer Purée der Trüffeln von Perigord — das läßt in unserm Geiste die Erinnerung aufsteigen an Lamoignon und Tartuffe, die übrigens eine sehr gebildete Zunge besaßen, — und auch das gehört dazu — denn die Form, welche heute die italienische Artischoke

erfüllt, ist noch voll von einer starken Purée von Tartuffes, die hinter dem von Molière's Meisterhand gezeichneten Urbild nicht zurückstehen."

„Hüten Sie sich," rief die Marchesa Pallanzoni, mit dem Finger drohend, „ich liebe diese Tartuffes —"

„Daran thun Sie Unrecht," sagte Alexander Dumas mit feinem Lächeln, auf ihre schönen, perlmutterweißen Schultern und Arme blickend, — „einer jener Tartüffes könnte so viele Reize mit dem berühmten Tuch bedecken wollen, und das wäre ein zu großer Verlust für die Welt, — unser junger Freund ist derselben Meinung," fügte er hinzu, zu Herrn von Wendenstein sprechend, dessen Blicke in glühender Bewunderung an der Gestalt der Marchesa hingen. Die junge Frau sah zu ihm hinüber und ein kaum merkbares Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Den Arak auf die Aalmatelote im Augenblick des Anrichtens, nachdem sie mit dieser Sauce durchgerührt ist," sagte Alexander Dumas zu Madame Humbert, welche verständnißvoll den Kopf neigte und ihm dann eine Schale von weißem Porzellan mit frischem Wasser und eine Serviette reichte.

Er tauchte die Hände in das Wasser, trocknete sie sorgfältig und schlug seine Manschetten und Aermel wieder zurück.

„Und nun, meine Herrschaften, zu Tisch!“ rief er, reichte der Marchesa Pallanzoni den Arm und führte sie durch den Korridor zurück.

Die übrige Gesellschaft folgte.

Der Neger öffnete die Flügel der Thüre des Speisesaals, dessen Vorhänge herabgelassen waren und dessen Boden ein dicker persischer Teppich bedeckte. Auf silbernen Armleuchtern brannten Wachskerzen, in deren gelblich zitterndem Licht das weiße Porzellan, das helle Krystall und das glänzende Silber schimmerten. Ein mächtiges Buffet von altem Eichenholz trug altes gemaltes Glasgeschirr und Majoliken von seltener Schönheit.

Man setzte sich in ungezwungener Reihe zu Tisch.

Die Marchesa nahm ihren Platz neben Alexander Dumas, — warf einen schnellen Blick umher und rief Herrn von Wendenstein zu:

„Kommen Sie hier an meine Seite, mein Herr, — ich muß Sie für Ihre Untreue gegen Ihre pariser Freunde dadurch bestrafen, daß ich Sie zwinge, einen ganzen Abend meine Gesellschaft zu ertragen.“

Herr von Wendenstein eilte zu ihr und setzte sich an ihre Seite.

Der Neger allein servirte mit einer seltenen Präzision und Gewandtheit.

Nach der bisque aux écrevisses, welche allgemeine

Bewunderung fand, erschien eine Schüssel in bläulichen Flammen brennend.

„Eine Inspiration, Madame," sagte Alexander Dumas zur Marchesa, — „welche Ihren Beifall finden muß, da Sie es gewohnt sind, Flammen unter Ihren Blicken auflodern zu sehen, — ich habe das alte pariser Nationalgericht, die Aalmatelote, sehr wesentlich durch eine Sauce meiner Komposition verbessert und sie dann durch schnell darüber gegossenen Arak in Flammen gesetzt. Diese Flammen werden die Fetttheile besser verbinden und der abgebrannte Arak dann das Gericht mit einem besondern Aroma durchdringen, — außerdem gewinnt das Ganze einen Hauch von Poesie — der Aal, der Bewohner des kalten Elements, wird hier zum Salamander, der in der Flammenläuterung sich vorbereitet, seine Substanz in dem menschlichen Körper, dem edelsten Organismus der Schöpfung, aufgehen zu lassen."

„Wann wird man Ihre prachtvolle Stimme in der Oper hören, Madame?" fragte Madame Marie Dumas die Prinzessin Narischkin.

„Ich habe noch nicht die Erlaubniß dazu erhalten," erwiederte die junge Frau, — „ich wollte unter dem unscheinbaren Namen Sina Paoli auftreten, — aber am Hofe in St. Petersburg findet man auch das nicht passend, — ich habe meine Bitte abermals wiederholt

und bin sehr gespannt, ob ich endlich die Erlaubniß erhalten werde."

„Ich rathe Ihnen, meine kleine Somnambüle zu befragen," rief Alexander Dumas, — „ich habe da eine junge Person entdeckt, welche nach wenigen Strichen in magnetischen Schlaf verfällt und mit wunderbarer Clairvoyance die verborgensten Dinge sieht. Ich besaß einen alten, einen sehr werthvollen Ring, den ich verlor und wegen dessen ich meine Domestiken in Verdacht hatte — endlich fragte ich meine kleine Hellseherin und sie gab mir genau den Ort in dem Schubfach eines Schrankes an, wo der Ring unter andern Gegenständen verborgen lag."

„Also Sie sind auch ein wenig Balsamo?" fragte Lord Haughton.

„Ich bin jede Figur meiner Romane eine Zeitlang gewesen," erwiederte Alexander Dumas, — „leider auch Monte Christo — leider — denn mir stand keine unterirdische Schatzkammer zu Gebote."

„Der Somnambulismus ist überboten," bemerkte Madame Narischkin, — „man darf jetzt nur noch den Spiritismus kultiviren, — ich habe vor Kurzem eine Mademoiselle Lesueur gesehen, in der Rue de Bondy an der Place du Chateau d'eau — sie citirt alle Geister, die man von ihr verlangt, und diese Geister erzählen die wunderbarsten Sachen."

„Bei uns in England beschäftigt man sich viel mit dem Spiritismus," sagte Madame Clay Ker Seymer, — „meine Freundinnen haben mir sehr merkwürdige Dinge geschrieben, — ich wäre sehr neugierig, einmal eine Probe zu sehen."

„Alle diese Dinge sind thöricht," sagte Lord Haughton, — „aber die Physiognomik ist mir sehr interessant und ebenso die Wissenschaft der Hände, über welche Desbarolles ein Buch geschrieben. Ich vermag zwar nicht an die Bedeutung der Handlinien zu glauben, aber die Form der Hände ist gewiß sehr charakteristisch für die Beurtheilung der Menschen.

„Ich habe in einem Journal in England," fuhr er fort, „eine sehr geistreich geschriebene Abhandlung darüber gelesen, — wo man die Hände eintheilte in physical-Hand — die unterste Stufe — breit mit kurzen, stumpfen Fingern, psychical-Hand — lang effilirt, aber weich und formlos — und motor-Hand, plastisch geformt, kräftig und nervös gewölbt. Die erste Hand gestikulirt gern mit der inneren Fläche und nach oben gekrümmten Fingern wie bittend, — die zweite bewegt sich in anmuthigem leichtem Spiel, — die dritte endlich spannt sich gebietend und herrschend in kraftvollem Griff."

Unwillkürlich blickte Jeder aus der Gesellschaft auf seine Hand.

Die Marchesa reichte ihre schlanken rosigen Finger dem Herrn von Wendenstein und fragte:

„Nun, mein Herr, zu welcher Kategorie gehört meine Hand?“

Der junge Mann mußte diese schöne warme Hand ergreifen; als er sie hielt, stützte die Marchesa ihren schlanken, mit blauen Adern durchzogenen Arm leicht auf den seinen, und indem er sich vorbeugte, um ihre Hand zu betrachten, fühlte er ihren Athem sein Haar streifen.

„Bei dieser Hand,“ sagte er mit gepreßter Stimme, „ist die Bitte und der Befehl gleich unwiderstehlich.“

Und die Augen aufschlagend, begegnete er einem schnellen Blick der jungen Frau und glaubte zu fühlen, daß ihre Finger sich in leichtem Druck an seine Hand schmiegten.

Die Unterhaltung wurde allgemein. Mit unnachahmlicher Geschicklichkeit verstand es Alexander Dumas, aus jedem Geiste sprühende Funken zu entlocken, gleichgültigen Bemerkungen eine pikante Wendung zu geben, — die edlen Gewächse von Chateau d'Yquem und Lafitte ließen die Augen glühen und von allen Lippen sprudelnde Scherze strömen.

Ein gewaltiger Puter mit Trüffeln gefüllt und von Trüffelbergen umgeben, aus denen seine gold-

braune Bruſt ſich verlockend emporhob, wurde auf die Tafel geſtellt.

Alexander Dumas ließ ihn ſich reichen.

„Ehre, dem Ehre gebührt," ſprach er, — „ich überlaſſe Niemand, den dinde zu zerlegen, es iſt mein Ehrenamt und ich trage meinen Gäſten gegenüber die Verantwortung, daß dieß Meiſterwerk der Kochkunſt, dieſe Krone aller Braten, richtig behandelt wird."

Er prüfte die Schärfe des großen Meſſers, das ihm der Neger reichte, und mit geſchickter Hand theilte er den prächtigen Vogel mit ſorgfältiger Unparteilichkeit, jedem aus der Geſellſchaft eine ſaftige Schnitte des weißen und ein Stück des dunkeln Fleiſches mit einer reichen Fülle der duftigen Erdſchwämme vorlegend, deren Entdeckung die menſchliche Geſellſchaft einem verachteten Thiere verdankt, das ſchon die Helden der Ilias mit ſeinen fetten Rückenſtücken nach der männermordenden Feldſchlacht beim geſelligen Mahle erfreute.

„Ich habe," ſprach Alexander Dumas weiter, „in Bezug auf die Behandlung des dinde viel von einem alten Edelmann aus der Provinz gelernt, der auf ſeinem Schloſſe allein mit ſeiner Küche und ſeinem Keller lebte, und der die Zucht und die Zubereitung dieſes herrlichen Vogels zu einem Gegenſtande ſeines beſonderen Studiums gemacht hatte. — Einſt," fuhr er fort, — „erzählte er

mir von einem ganz besonders vortrefflichen Exemplar, das er auf ganz außergewöhnlich sorgfältige Weise gebraten hatte, nachdem er es drei Tage in einer Purée von Trüffeln hatte dünsten lassen. ‚Und dann,‘ schloß er mit einem Seufzer wehmüthiger Erinnerung — ‚haben wir ihn gegessen.‘ Ich fragte: ‚Wie viel Personen hatten Sie bei Tisch?‘ — ‚Wir waren zwei,‘ erwiederte er ganz ruhig — ‚der dinde und ich.‘“

„Gut, daß Ihr gastrosophischer Freund heute nicht hier ist,“ rief Lord Haughton lachend, — „wir würden diesem dinde gegenüber Statistenrollen spielen, — und das wäre in der That zu bedauern.“

Der leichte französische Champagner wurde in hohen schlanken Krystallkelchen servirt. Hoch perlte der Schaum empor.

„Ich dulde es nicht,“ rief Alexander Dumas, „daß man diesen edlen altfranzösischen Wein nach der neuen deutschen und russischen Mode — verzeihen Sie, meine Herren, — in Eis kühlt, — er soll Schaum haben, er soll nichts sein als Duft und Aroma, — und das Eis nimmt ihm die Blüte seines Wesens, — der Regent ließ ihn auf heißen Marmorplatten wärmen, um nur Schaum zu haben, — und vielleicht hatte er Recht — jedenfalls wußte er besser zu leben, als die heutige Generation, welche dieß edle Getränk aus Gläsern trinkt,

die nur für das Bier bestimmt sind, das den Geist einschläfert und das Blut mit Schlamm und Hefe verdickt."

Die Damen stimmten ihm zu und schlürften den duftigen Schaum. Nach dem Dessert von Früchten und leichtem Biscuitgebäck erhob man sich, um in dem Salon noch eine Stunde in leichter Unterhaltung zu verplaudern. Alexander Dumas war unerschöpflich, immer neue Gesprächsthemata zu finden und jedes Thema auf die reizendste und überraschendste Weise zu variiren.

Als die Gesellschaft endlich aufbrach, näherte sich die Marchesa Pallanzoni Herrn von Wendenstein.

„Ich bin allein," sagte sie halb leise, aber im Tone gewöhnlicher Konversation, — „darf ich Sie um Ihren Schutz bei der Rückfahrt bitten, mein Wagen wird Sie dann nach Hause bringen."

Der junge Mann zuckte zusammen, ein halb scheuer, halb glühender Blick traf die schöne Frau, welche ihm voll in die Augen sah, stumm verneigte er sich und reichte der Marchesa den Arm.

Sie stiegen in den Wagen, — in raschem Trabe erreichten die schnellen Pferde die Wohnung der Marchesa an der Place Saint Augustin. Die junge Frau hatte sich in ihren leichten Shawl gehüllt und lag in der Ecke der offenen Viktoria, Herr von Wendenstein saß schweigend neben ihr, bei jeder Schwingung des leichten

Wagens fühlte er die Berührung des so zarten und anmuthigen Körpers der Marchesa.

Der Wagen hielt.

Herr von Wendenstein sprang herab und reichte der Dame die Hand.

Sie sprang leicht vom Tritt herab und legte ihren Arm in den des jungen Mannes, indem sie durch die Thüre schritt, welche der Lakai offen hielt.

Sie stieg, immer von ihm geführt, die Treppe hinauf, durchschritt den Salon und kam in jenes kleine Boudoir, in welchem er einst am Tage vor seiner Abreise nach der Schweiz mit ihr gesessen hatte, und das durch eine von der Decke herabhängende Ampel matt erleuchtet war.

„Wein von Alicante in Eis gekühlt, — und frische Früchte," befahl sie der Kammerfrau, — „erwarten Sie mich einen Augenblick," sagte sie zu Herrn von Wendenstein in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete, und verschwand durch eine kleine maskirte Thür, die in ihr Toilettenzimmer führte.

Der junge Mann war in einem Zustand unbeschreiblicher innerer Verwirrung. Vor ihm stieg aus der Vergangenheit in dieser Umgebung der berauschende Augenblick herauf, der ihm ein heißes Glück so nahe gezeigt hatte, — die Erinnerung an die ferne Heimat

und an Alles, was dort sein Herz fesselte, regte sich zwar in den Tiefen seiner Seele, aber diese Erinnerung berührte ihn fast kalt und abstoßend, während er mit tiefen Athemzügen den Parfüm dieses Boudoirs einathmete, der ihm zu dieser alle seine Sinne, all' sein Fühlen und Denken fesselnden Frau zu gehören schien, wie der Duft der Rose zu ihrer purpurfarbenen Blüte.

Die Kammerfrau brachte eine Krystallkaraffe mit dem dunkeln goldschimmernden Wein von Alicante in einer Schale voll großer klarer Eisstücke, sie stellte dazu einen silbernen Korb mit frischen Früchten der Jahreszeit und zwei Becher von venetianischem Glas.

Dann ging sie schweigend wieder hinaus.

Herr von Wendenstein nahm ein Stück Eis und hielt es an seine glühende Stirn und seine brennenden Wangen, — aber das Eis vermochte nicht diese Glut zu kühlen, — es schmolz schnell an dem Feuer des wallenden Blutes, das in Flammenströmen durch die Adern des jungen Mannes rollte.

Die Thüre nach dem Toilettenzimmer öffnete sich, — die Marchesa kam zurück.

Die Flechten ihres Haares waren gelöst und hingen zu beiden Seiten des schönen bleichen Gesichts herab, aus dem die großen schwarzen Augen in wunderbarem Glanz hervorleuchteten.

Sie trug ein weites weißes Kleid vom allerleichteſten Stoff, die weiten herabhängenden Aermel ließen die ſchlanken Arme, die noch weißer beinahe erſchienen, als das Kleid, faſt bis zur Schulter herauf entblößt. — Um den Hals herab weit ausgeſchnitten, ſah man durch ihr Gewand die Athemzüge ihres Buſens durch den faſt bis zum Gürtel herabgehenden Spitzenſtreif.

Herr von Wendenſtein erhob ſich und trat ihr entgegen, die Blicke ſtarr und trunken auf dieſe faſt feenhaft ſchöne Erſcheinung gerichtet.

Sie ſprach kein Wort, trat zu dem Tiſch und füllte zwei Kelche mit dem Wein, der ſeine berauſchende Glut unter der Kälte des Eiſes verbarg.

Sie berührte den einen Kelch mit den Lippen und reichte ihn dem Herrn von Wendenſtein.

Dieſer ſtürzte ihn auf einen Zug hinunter.

Die Marcheſa ſetzte ſich auf ihr Chaiſelongue und dem ſtummen Befehl ihres Blickes gehorchend, ließ ſich Herr von Wendenſtein auf ein kleines Tabouret zu ihren Füßen ſinken.

Sie ſah ihm mit einem langen Blick in die Augen.

„Warum ſind Sie nicht wieder gekommen, als Sie mich im vorigen Jahre verließen?“ fragte ſie mit flüſternder Stimme.

Er wollte ihr erzählen, daß er im Dienſt ſeines

Königs Paris verlassen habe, — daß er erst vor Kurzem zurückgekehrt sei, — aber die Stimme versagte ihm, — er ergriff ihre Hände und drückte sie an seine brennenden Lippen.

„Verzeihung — Verzeihung!“ war Alles, was er sagen konnte.

„Verzeihung?“ — sagte sie leise, — „werden Sie wieder fortgehen?“

Und sie beugte den Kopf zu ihm herab, so daß die Flechten ihres Haares über seine Schultern fielen.

„Niemals!“ rief er mit halb erstickter Stimme und seine zitternden Lippen berührten die ihren, — er trank den heißen Athem ihres Mundes.

Plötzlich fuhr sie empor.

„Was ist das?“ rief sie mit flammendem Blick und ergriff ein Medaillon, das er an seiner Uhrkette trug.

Es durchschauerte ihn bis in's innerste Mark.

„Ein Porträt einer Freundin,“ sagte er tonlos.

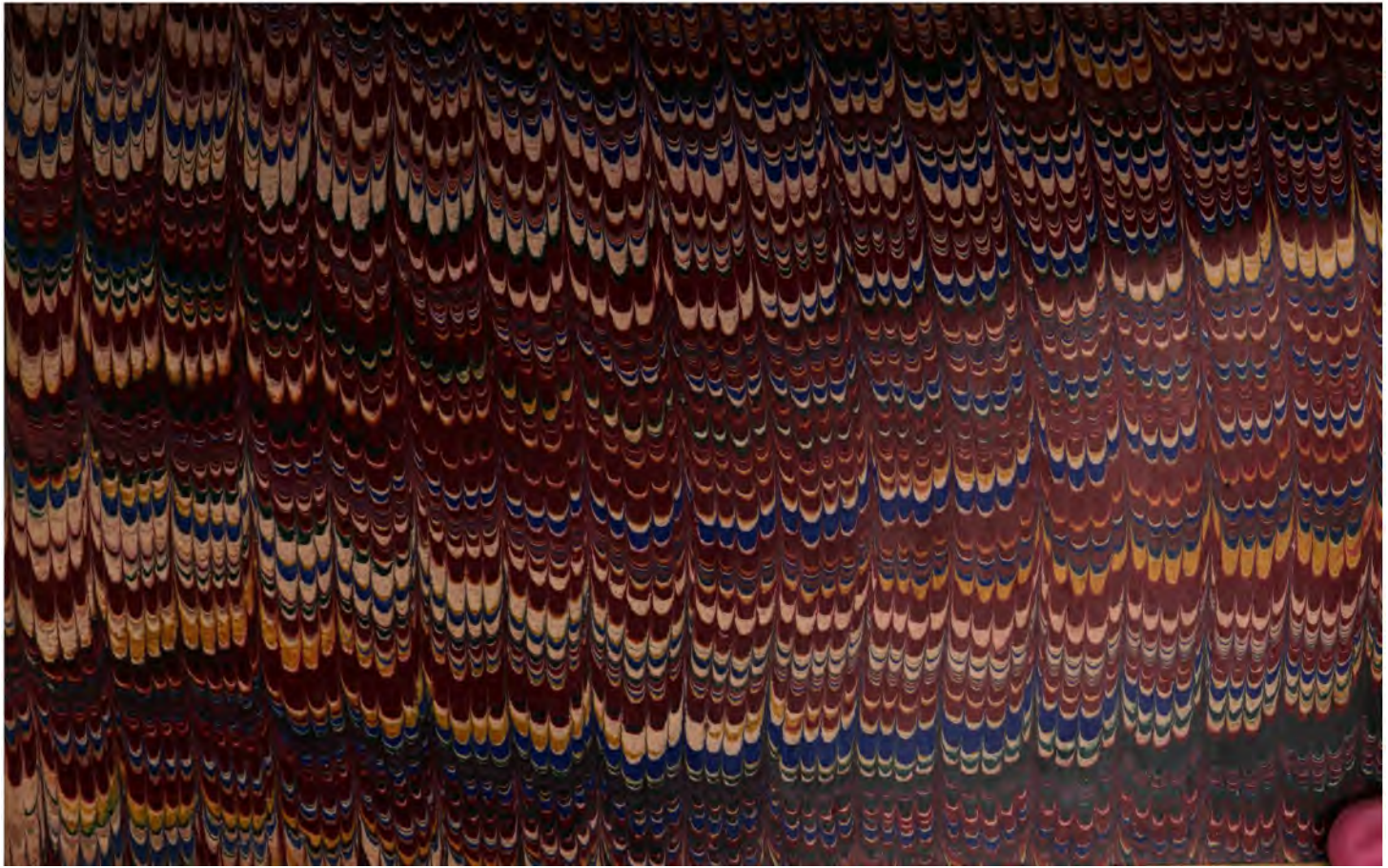
„Wer *mein* Freund ist, hat keine anderen Freundinnen!“ rief sie mit einem Ton voll wilder Leidenschaft und stolzer Herrschaft.

Mit einem heftigen Ruck riß sie das Medaillon von der Kette, warf es zu Boden und mit einer Kraft, die man diesem zarten, zierlichen Fuß nicht zugetraut hätte, zertrat sie es in Stücke.

Es war das Bild Helenens.

Der junge Mann fühlte in seinem Herzen fast einen körperlichen Schmerz, einen Augenblick stand er wie betäubt und blickte starr zu Boden auf die Trümmer dieses Erinnerungszeichens, das ihn bisher wie ein Talisman begleitet hatte.

Als er die Augen wieder aufschlug, war die junge Frau auf die Chaiselongue zurückgesunken, sie hatte die Arme geöffnet und aus ihren Blicken strömte eine Flut von verzehrendem Feuer zu ihm herüber.

Er sah nur diesen Blick — nur diese geöffneten Arme — und über das zertretene Bild hin stürzte er zu ihren Füßen.

Sie schlang ihre Arme um ihn, zog ihn sanft zu sich empor und ihre Lippen brannten aufeinander.